



Völkermord an Rom:nja in Belarus 1941 – 1944

Internationales Projekt zu
einem ignorierten Genozid.



Herausgeber:



**Bildungswerk für Friedensarbeit,
Berlin 2021**
www.genocideagainstroma.org

Fotos:

Wenn nicht anders angegeben:
Maria Ullrich, Allegra Schneider,
Frank Brendle, Gerit Ziegler

Texte:

Wenn nicht anders angegeben:
Frank Brendle, Ute Frerkes, Paul Gießler,
Gerit Ziegler

Gestaltung:

koop-bremen.de

Projektpartner:



Belarussische Roma-Diaspora,
Minsk



Geschichtswerkstatt Leonid Lewin,
Minsk

Gefördert durch:



Über das Projekt

- 2 Ignorierter Genozid
- 4 Tausende von Kilometern, Dutzende von Interviews
- 8 Begegnung, Erinnerung und Gedenken
- 16 Abenteuerlich, aber niemals umsonst
- 18 »Dem Thema vorsichtig nähern«
- 19 Offen sprechen oder zwischen den Zeilen lesen?
- 24 Den weißen Fleck in der Geschichte des Krieges schließen

Ausstellung

- 27 »Das Denkmal habe ich auf meine Kosten gebaut.«
- 29 »An der Grube schubste mich meine Mutter zu ihrer Schwester.«
- 31 »Sie haben die ganze Familie meiner Mutter getötet.«
- 33 »Sah man Deutsche, lief man schnell davon.«
- 35 »Die Deutschen setzten eine Belohnung auf meine Mutter aus.«
- 37 »Wer nicht zu den Partisanen ging, wurde ermordet.«
- 39 »Wir flüchteten in den Wald, zu den Partisanen.«
- 41 »Typhus! Oh, da sprangen die Deutschen zurück!«
- 43 »Wenn die Deutschen sie sahen, dann schossen sie auf die Frauen.«
- 45 »Meine Großmutter sagte zu ihren Verwandten: »Versteckt euch, oder die Deutschen werden euch erschießen.«
- 47 Rom:nja in Belarus vor dem Zweiten Weltkrieg
- 49 Genozid an Rom:nja in Belarus: Tausende Morde und offene Fragen
- 53 Überlebensstrategien und Widerstand
- 55 Der Völkermord an Sinti:zze und Rom:nja in Deutschland und im besetzten Europa
- 57 »Niemand ist vergessen, nichts ist vergessen«?
- 59 Späte Aufarbeitung, verweigerter Entschädigung, fortgesetzte Diskriminierung
- 61 Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze
- 63 Rom:nja in Belarus heute

»Ignorierter Genozid«

AUSGANGSLAGE UND MOTIVATION DES PROJEKTES

In fast allen europäischen Staaten wird der 2. August als zentraler Gedenktag begangen, um an den faschistischen Völkermord an den Rom:nja und Sinti:zze Europas zu erinnern. Am Gedenken beteiligen sich Zivilgesellschaft, staatliche Behörden und Abgeordnete. In Belarus hingegen ist die Tatsache, dass Rom:nja Opfer eines Völkermordes wurden, nahezu unbekannt.

Viele Deutsche wiederum wissen zwar, dass Sinti:zze und Rom:nja innerhalb Deutschlands ermordet wurden - aber nicht, dass der Genozid auch außerhalb der damaligen Grenzen systematisch durchgeführt wurde.

Wir wollten und wollen weiterhin einen Beitrag leisten, dies zu ändern, in enger Partnerschaft mit belarussischen Organisationen. Die Mehrheitsbevölkerungen in beiden Ländern sollen erfahren, welches Schicksal die Rom:nja in Belarus erlitten haben, sie sollen aber auch erfahren, wie sich viele Rom:nja gewehrt und am Kampf gegen die Nazitruppen beteiligt haben. Diese Wissensvermittlung soll zugleich einen Beitrag gegen Diskriminierungen leisten, denen Rom:nja weiterhin – ebenfalls in beiden Ländern – ausgesetzt sind.

Die über Jahrzehnte vernachlässigte historische Forschung können wir nicht ersetzen. Dringlicher ist die Aufgabe, die letzten noch lebenden Zeitzeug:innen zu befragen.

Unser Projekt umfasste eine mehrwöchige Recherche, eine Exkursion mit zahlreichen Teilnehmer:innen und eine mehrmonatige Auswertung. Das unmittelbare Ergebnis des Projektes ist eine Ausstellung, die es in einer deutsch- und einer russischsprachigen Variante gibt. Sie unterscheiden sich in Layout und Bildauswahl, wofür eher pragmatische Gründe ausschlaggebend waren. Sie unterscheiden sich teilweise auch inhaltlich, als Ergebnis unterschiedlicher politischer Voraussetzungen in den beiden Ländern.

Beide Ausstellungsvarianten lassen zum einen die Betroffenen selbst ausführlich zu Wort kommen und geben zum anderen eine Zusammenfassung des historischen Forschungsstandes. Sie spiegeln insofern über weite Strecken die Opferperspektive wider. Allerdings haben unsere Interviewpartner:innen großen Wert darauf gelegt, zu betonen: Rom:nja waren nicht passiv, sondern sie haben gekämpft. Stolz wurde von Vätern, Müttern, Tanten, Onkeln und Geschwistern berichtet, die bei den Partisan:innen oder in der Roten Armee gekämpft, Züge gesprengt, die Feinde ausgespäht, Partisan:innen unterstützt und so letztlich zum Sieg über die Besatzer beigetragen haben. Ältere oder kranke Menschen, die nicht selbst kämpfen konnten, überlebten häufig in Familienlagern, wiederum unter dem Schutz der Partisanenverbände.

Zwischen Oktober 2020 und Dezember 2021 konnten wir die Ausstellung über zehn Mal in Belarus und Deutschland zeigen; vor allem in Belarus ist der Besucherandrang beachtlich. Die Ausstellung wird von uns als Mittel der politischen Bildung zum kostenlosen Verleih

angeboten. Sie ist auf unserer Homepage zu sehen und wird durch Videos der Zeitzeug:innen ergänzt.

Möglich war dieses Projekt nur in Zusammenarbeit mit belarussischen Partnerorganisationen. An erster Stelle ist dabei die Belarussische Roma-Diaspora zu nennen, deren Vizevorsitzender Artur Gomonow uns über viele Wochen hinweg durch das Land begleitet und Dutzenden Interviewpartner:innen unser Anliegen erläutert hat.

Eine zweite Selbstorganisation der Minderheit, Romano Drom, hat unser Projekt im Raum Gomel unterstützt. Die Mitarbeiter:innen der Geschichtswerkstatt Leonid Lewin in Minsk trugen ihren historischen Sachverstand bei, während das Belarussische Helsinki-Komitee bis zu seinem Verbot 2021 die Ausstellungseröffnungen und Seminare mit vorbereitet hat.

Finanziert wurde das Projekt überwiegend vom Auswärtigen Amt aus Mitteln des Programms Östliche Partnerschaft. Die deutschsprachige Version der Ausstellung wurde von der Rosa-Luxemburg-Stiftung finanziert, die russischsprachige aus unseren Eigenmitteln. Bei der Organisation von Ausstellungseröffnungen in Belarus erwies sich das Republikanische Zentrum der Kultur nationaler Minderheiten als hilfreiche Instanz.

Den Geldgeber:innen sowie Projektpartner:innen gebührt unser Dank – der größte Dank allerdings gebührt den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen bzw. ihren Nachkommen in Belarus. Sie haben uns ihre Türen weit geöffnet, obwohl es vielen von ihnen schwerfiel, ihre Erinnerungen mit uns zu teilen. Ihre Mitwirkung ist der Dreh- und Angelpunkt eines würdigen Gedenkens.

Tausende von Kilometern, Dutzende von Interviews

RECHERCHE IM MAI/JUNI 2019

So viele Zeitzeuginnen und Zeitzeugen wie möglich zu interviewen – das war Ziel unserer Recherche, die wir im Mai und Juni 2019 durchführten. Vorbereitet wurde sie von unserem Partner Artur Gomonow, Vizedirektor der Belarussischen Roma-Diaspora, der größten und überregional vertretenen Rom:nja-Organisation in Belarus.

Vor uns standen mehrere Wochen mit mehreren Tausend Straßenkilometern. Unser Team bestand in der Regel aus fünf Personen: Artur Gomonow, ein Fahrer, ein:e Dolmetscher:in und zwei (wechselnde) Mitglieder unseres Bildungswerkes. Außerdem musste Gepäck (für Übernachtungen unterwegs) und die Kameraausrüstung mitgenommen werden. Ja, es war eng im Auto...



Uns kam zugute, dass Artur nicht nur in den Rom:nja-Communities in Belarus außerordentlich gut vernetzt ist, sondern dass er Anfang des Jahrtausends den Auftrag hatte, Entschädigungsgelder, die damals über die Versöhnungs-Stiftungen ausgezahlt wurden, an Überlebende des NS-Terrors unter den Rom:nja zu leiten. Dadurch konnte er bereits die Namen und Wohnorte zahlreicher potentieller Interviewpartner:innen.

Nur ein Ausschnitt unserer Reiseroute ...

Während der Vor-Recherche musste er herausfinden, ob sie noch am Leben sind, ob sie noch am gleichen Ort wohnen, ob sie gesund genug und auch willens sind, Besucher:innen zu empfangen. Falls ja, kam ihm die Aufgabe zu, das Projekt zu erläutern und die Bereitschaft zu Interviews zu eruieren. Dabei waren zahlreiche weitere Ansprechpartner:innen vor Ort hilfreich, die Telefonnummern besorgten oder Adressen vermittelten. Schon bei dieser Vor-Recherche zeichnete sich ab, dass wir nur noch wenige »echte« Zeitzeug:innen werden treffen können, die sich noch an die Kriegszeit erinnern, und wir häufig mit deren Kindern oder Geschwistern sprechen werden. Wie sich zeigte, waren diese aber außerordentlich gut informiert.



...die auch über abgelegene Wege führte.

Von Artur erfuhren wir auch, wie schwer es mitunter war, den Interviewpartner:innen unsere Motivation zu erläutern. So habe es manchmal geheißen: »Früher kamen die Deutschen, um uns umzubringen, und jetzt kommen sie, damit wir ihnen erzählen, wie sie uns früher umgebracht haben. Was ist mit denen eigentlich los«? Diese Verwunderung mag zugleich daher rühren, dass auch im eigenen Land niemand außerhalb der Rom:nja-Community bislang ein Interesse an ihren Erinnerungen aus der Kriegszeit hatte. Umso berührender war es für uns, wenn sich die Rom:nja am Schluss des Interviews bei uns für unser Interesse bedankten – zeigt es doch, dass dieses Interesse leider alles andere als selbstverständlich ist.



Leider verfügen nur wenige unserer Interviewpartner:innen über Fotos ihrer Vorfahren, die oftmals nomadisch lebten. Sofern sie jemals Fotos gemacht hatten, gingen diese häufig auf der Flucht verloren.

Die Recherche führte uns durch ganz Belarus, wobei wir manche Orte mehrfach ansteuerten. Immer wieder kam es vor, dass Artur einen Anruf erhielt: In dieser und jener Ortschaft gebe es weitere Leute, die wir interviewen sollten.

Insgesamt trafen wir über 40 Zeitzeug:innen bzw. deren Nachkommen. Bei fast jedem Interview waren nahe Angehörige oder andere Bezugspersonen zugegen. Damit wollten wir sicherstellen, dass die Interviewten im Falle einer möglichen Retraumatisierung Unterstützung erfahren können. Auch bei der Interviewführung haben wir darauf geachtet, das Interview nicht mit der Schilderung einer Tragödie enden zu lassen, sondern uns selbstverständlich auch über den Lebensverlauf bis in die Gegenwart hinein erkundigt und versucht, das Gespräch bei einem weniger traurigen Erlebnis zu beenden.

Die Interviews selbst wurden von den deutschen Teilnehmer:innen geführt, jeweils mit Übersetzung ins Russische. Bei manchen älteren Interviewpartner:innen ergänzte Artur Übersetzungen ins Romanes. Sämtliche Interviews wurden auf Video aufgenommen.

Es ist nie passiert, dass Interviewpartner:innen das Gespräch abgelehnt oder abgebrochen haben. Einmal gab es eine Situation, in der ein Zeitzeuge, Nikolaj Afanasowitsch Jewdokimow, zu Beginn des Interviews offenbar nicht realisiert (oder wieder vergessen) hatte, dass Interviewer und Kamerafrau Deutsche sind. Als er (erneut) darauf hingewiesen wurde, rief er hörbar erschrocken aus, die Deutschen sollten das Haus verlassen. Das Interview wurde dann unterbrochen, Artur gelang es, Nikolaj Afanasowitsch mit Hilfe dessen Ehefrau zu vermitteln, dass »diese« Deutschen ein freundliches Interesse an ihm hätten. Der Zeitzeuge willigte dann in die Fortsetzung des Interviews ein und bat seine Ehefrau, die Gäste zu bewirten.

LEBENDIGE ERINNERUNG IN DEN FAMILIEN – ABER IGNORANZ DURCH DIE MEHRHEITSGESELLSCHAFT

Immer wieder haben die Angehörigen der Zeitzeug:innen die Interviews mit weiteren Informationen angereichert. Daran zeigte sich, dass das Thema des Genozids in den Familien der Betroffenen immer eine große Rolle gespielt hatte.

Exemplarisch schilderte uns das gleich an einem der ersten Interviewtage Wiktor Muratschkowski in Njaswisch: Er berichtete, dass auf buchstäblich jedem Familienfest ein Onkel von ihm ein bestimmtes Lied sang, dessen Bedeutung allen Familienmitgliedern bekannt war: Es handelte sich um ein Lied, das er im Angesicht eines deutschen Erschießungskommandos gesungen hatte. Ein deutscher Soldat hatte ihn dazu aufgefordert, und »zur Belohnung« durften der Onkel selbst und seine Frau die Erschießungsstätte verlassen. Mag sein, dass wir hier einem Phänomen begegneten, das in der Literatur als »Romantisierung« des Erinnerns bezeichnet wird, gleichwohl macht diese Erzählung deutlich: In den Rom:nja-Familien weiß man bis heute sehr genau, dass die Deutschen Jagd auf sie bzw. ihre Vorfahr:innen gemacht haben. Das kontrastiert eklatant zum Stellenwert der Erinnerung in der Mehrheitsgesellschaft.



After-Work-Party im Haus von Zeitzeuge Nikolaj Afanasowitsch Jewdokimow, Gomel. Rechts Artur Gomonow, Vizepräsident der Belarussischen Roma-Diaspora



Wie eine Lehrstunde: Kinder verfolgen das Interview mit ihrer Großmutter

Dass der historische Forschungsstand zum Genozid an Rom:nja noch sehr im Argen liegt, war uns schon vorher bekannt. Dies zeigte sich ebenfalls, als wir in Schodina eine 1937 geborene Frau interviewten: Sie ist eine Überlebende des Massakers an der Rom:nja-Kolchose in Aleksandrowka (Russland). Dieses Massaker gehört zu den wenigen gut dokumentierten Massenverbrechen an Rom:nja in der besetzten Sowjetunion, aber auch diese Überlebende wurde noch niemals interviewt.



Interviewpartnerin vor ihrem Haus in Mostwilischki (bei Oschmjany), mit Projektflyer und Geschenke-Tüte. Wir bedankten uns bei den Zeitzeug:innen mit einem kleinen Präsent.

Zu den Interviews mit Zeitzeug:innen kamen einige Expert:innen-interviews, unter anderem mit Artur Gomonow selbst zur Lage der Rom:nja, aber auch mit Historiker:innen wie Sergej Nowikow und Aliaksandr Dalhouski von der Geschichtswerkstatt.



Im Gespräch mit »Gomelskie Wedomosti«, Gomel: Die Ko-Projektleiter Artur Gomonow und Frank Brendle (zweiter und vierter von links)

Ein Teil der Rechercharbeit bestand darin, bereits Kontakte zu örtlichen Museen und zu Medien aufzunehmen, um über unser Projekt zu informieren und evtl. Vorabsprachen zum Zeigen unserer Ausstellung zu treffen. Drei Pressetermine mit anschließenden, z.T. längeren Artikeln kamen zustande: In den Städten Oschmjany, Gomel und Borissow. Auch unsere Ansprechpartner in den Museen Oschmjany und Minsk standen unserer Projektidee ausgesprochen aufgeschlossen gegenüber. Bedenken unsererseits, das Thema könne nicht angenommen werden oder gar politisch nicht gewollt sein, wurden damit zerstreut.

Begegnung, Erinnerung und Gedenken

DIE EXKURSION IM SEPTEMBER 2019

Über eine Woche lang reisten wir gemeinsam mit zwölf belarussischen und deutschen Teilnehmer:innen durch Belarus, um (weiteren) Zeitzeug:innen zu begegnen, Erinnerungsstätten zu besichtigen und Expert:innengespräche zu führen.

Es war eine intensive Erfahrung, zu der die Teilnehmer:innen mit ihren völlig unterschiedlich gelagerten, aber allesamt wertvollen Erfahrungen und Kompetenzen beigetragen haben – und, ebenso wichtig: Alle haben ihr Interesse bekundet, an diesem Thema weiterzuarbeiten.

Als Ergebnis dieser intensiven Arbeit entstand eine Menge Material, mit dem wir die weitere Projektarbeit angehen konnten, insbesondere die Produktion der Ausstellung.

DIE TEILNEHMERINNEN UND TEILNEHMER

12 Teilnehmerinnen und Teilnehmer unterstützten das Projekt im Rahmen der Exkursion, die vom 31. August bis 8. September 2019 stattfand. Das waren zwei Teilnehmer:innen mehr als ursprünglich vorgesehen – ein Ausdruck der gehaltvollen, vielversprechenden Bewerbungen, die wir erhalten hatten.



*Ein Teil der
Exkursionsgruppe*

Im Unterschied zu ähnlichen Projekten in der Vergangenheit haben wir dieses Mal nicht lediglich eine »offene« Ausschreibung vorgenommen, sondern gezielt Personen bzw. NGOs angesprochen, bei denen wir ein hohes Interesse am Projekt angenommen haben und eine hohe Bereitschaft, als Multiplikator:innen weiter das Projekt zu unterstützen. In Belarus überließen wir die »Werbung« vorrangig den Partner:innen der Geschichtswerkstatt. Fremdsprachenkenntnisse waren hingegen kein ausschlaggebendes Kriterium, um keine zu hohe Schwelle für die Teilnahme zu legen.

Am Ende hatten wir jeweils sechs Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Belarus und Deutschland.

Unter den deutschen Teilnehmer:innen war eine Person, die für eine Rom:nja-NGO arbeitet, ein Geschichtsstudent, der seit Jahren einen Sinto-Zeitzeugen zu Veranstaltungen begleitet, zwei Aktive einer geschichtspolitisch und antifaschistisch tätigen Organisation, sowie zwei Personen, die sich im Rahmen von Filmprojekten mit der Diskriminierung von Rom:nja in Deutschland und auf dem Balkan auseinandersetzen. Die Reise war als Bildungsurlaub nach dem Berliner Bildungsurlaubsgesetz anerkannt.

Unter den belarussischen Teilnehmer:innen waren ein Jurist, der im Helsinki-Komitee arbeitet und die Rechte von Rom:nja gegenüber den Behörden vertritt, eine Mitarbeiterin eines unabhängigen Radios (»Razzia«), eine freischaffende Journalistin, zwei Geschichtsstudent:innen sowie eine Mitarbeiterin des Republikanischen Zentrums der Kultur nationaler Minderheiten, die von der Behörde freigestellt worden war.

Eine Dolmetscherin erleichterte die Kommunikation innerhalb der Gruppe wie auch gegenüber den Interviewpartner:innen. Mehrere der Teilnehmer:innen sowie die beiden deutschen Projektleiter:innen hatten darüber hinaus Fremdsprachenkenntnisse im Russischen bzw. Deutschen sowie Englischen, so dass eine ausreichende Ebene zur gegenseitigen Verständigung gegeben war.

VORBEREITUNG UND INPUT

Das Programm begann am Samstag, 31. August, mit einem gemeinsamen Besuch im Museum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges. Auch wenn es in diesem Museum keinerlei Informationen zur Verfolgung von Rom:nja durch die deutschen Besatzer gibt, so vermittelt es doch einen Eindruck von der deutschen Vernichtungspolitik, wie auch von den Leitmotiven der belarussischen



*Teilnehmer:innen der Exkursion
im Ehrensaal des Museums
der Geschichte des Großen
Vaterländischen Krieges, Minsk*

Erinnerungspolitik.

Der Workshop begann nach dem Museumsbesuch in den Räumen der Geschichtswerkstatt Leonid Lewin. Die Geschichtswerkstatt engagiert sich seit Jahren für die Erinnerung an die Ermordung jüdischer Einwohner:innen Belarus, zeigt sich aber bereit, den Fokus auch auf die Ermordung von Rom:nja zu erweitern.

Nach einer Vorstellungsrunde wurde der Workshop mit einem Vortrag des Historikers Sergej Nowikow fortgesetzt, der die Erkenntnisse über die deutsche Besatzung vertiefte. Im zweiten Teil seines Vortrages stellte er den – bescheidenen – historischen Forschungsstand zur Verfolgung der Rom:nja zwischen 1941 und 1944 vor. Nowikow führte aus, dass bislang nur wenige Dokumente bekannt seien, in denen sich deutsche Dienststellen explizit zur Verfolgung bzw. Ermordung von Rom:nja äußern. Es seien auch nur wenige Massenerschießungen von Rom:nja bekannt, und in der Geschichtswissenschaft sei diesem Thema bislang nicht viel Aufmerksamkeit gewidmet worden. Es sei sehr wahrscheinlich, dass in den Archiven noch zahlreiche Dokumente zu diesem Thema vorhanden sind – Forscher:innen, die in den Archiven arbeiten, sind aber der Fragestellung unseres Projektes bislang nicht nachgegangen. Daher sei es schwierig, konkrete Angaben zur Systematik der Verfolgung von Rom:nja und der Opferzahl zu machen. Als gesichert könne man aber davon ausgehen, dass mehrere Tausend Rom:nja von Deutschen ermordet worden seien.

An dieser Stelle knüpfte Dimitri Gontscharew an, der in Sluzk die örtliche Gliederung der Belarussischen Roma-Diaspora vertritt. Er berichtete aus eigener Anschauung über die Weitergabe des Wissens um den Genozid innerhalb der Rom:nja-Familien. Die Überlebenden hätten viel berichtet, und dieses Wissen werde auch heute noch in den Familien gepflegt.

Vor der Geschichtswerkstatt Leonid Lewin, Minsk

Unser Projektpartner Artur Gomonow erläuterte den Teilnehmer:innen einige grundlegende Zahlen und Angaben zur Situation der Rom:nja im heutigen Belarus. Dabei sprach er strukturelle Benachteiligung etwa auf dem Arbeitsmarkt an, erläuterte aber auch die Arbeit seiner Vereinigung, die unter anderem Rom:nja die rechtlichen Grundlagen erläutere, mit denen sie sich gegen Diskriminierung wehren können. Die Belarussische Roma-Diaspora hat auch wiederholt, gemeinsam mit dem Helsinki-Komitee, Fortbildungs- bzw. Sensibilisierungsmaßnahmen für die belarussische Polizei angeregt.



Breiten Raum nahm die Vorbereitung der bevorstehenden Interviews ein. Der Ko-Gründer des belarussischen Oral History Archives, Andrei Masytka, erläuterte wichtige Prinzipien bei der Interviewführung mit Zeitzeug:innen. Die Projektleiter:innen ergänzten diese Informationen mit ihren praktischen Erfahrungen aus der Recherche bzw. vorherigen Projekten.

Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer äußerten den Wunsch, sich an Interviews zu beteiligen. Vereinbart wurde, dass die Interviews jeweils in Zweiertams geführt werden sollen, die sich möglichst am Vorabend zusammensetzen, um das Interview vorzubereiten.

Der Workshop klang am ersten Abend mit einer Führung durch das ehemalige jüdische Ghetto, am zweiten Abend mit einer Führung durch das Minsker Stadtzentrum aus.

LEHRREICH UND ERSCHÜTTERND: DIE INTERVIEWS

Von Montag, 2. September, bis Freitag, 6. September, standen täglich mehrere Interviews auf dem Programm. Wir interviewten sieben Zeitzeug:innen, drei Angehörige der zweiten Generation und führten zwei Expert:inneninterviews. Die Interviews fanden in Minsk sowie in bzw. nahe der Städte Oschmjany, Bobruisk, Gomel und Sluzk statt.

*Vorbereitung zum Interview.
Rechts Ko-Projektleiterin Gerit Ziegler*



Die Auswahl der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen bzw. deren Angehörigen richtete sich überwiegend nach den Erfahrungen aus der Recherche. Kriterien waren dabei der Informationsgehalt der Interviews bzw. der Erinnerungen, aber auch der Gesundheitszustand der Interviewpartner:innen. Im Unterschied zur Recherche, wo das Interviewteam aus maximal fünf Personen bestand, sahen sich die Zeitzeug:innen jetzt einer Gruppe von bis zu 17 Personen gegenüber (12 Teilnehmer:innen, Kamerafrau, drei Projektleiter:innen, Dolmetscherin).

Den Teilnehmerinnen und Teilnehmern sollte nicht nur Gelegenheit gegeben werden, selbst aussagekräftige Interviews zu führen. Die Hoffnung des Projektteams lag auch darin, dass die Interviewten zusätzliche Informationen geben könnten. Bei einigen von ihnen war dies auch der Fall, sie äußerten, dass das erste Interview bei ihnen einen Erinnerungsprozess ausgelöst und zahlreiche Details wieder ins Gedächtnis gerufen habe. Bei anderen Zeitzeug:innen wiederum hatten wir den Eindruck, dass ihre Angaben weniger dicht waren. Die Gründe hierfür lagen nach ihren eigenen Worten zum Teil daran, dass sie dachten, sie hätten uns ja schon alles (in der Recherche) gesagt, womöglich spielte aber auch der Umstand eine Rolle, dass sie durch die

große Anzahl ihres Publikums eine gewisse Scheu empfanden. Doch auch diese Begegnungen waren für die Interviewer:innen nach eigenem Bekunden eine wichtige Erfahrung.

Auch bei diesen Interviews waren nahe Angehörige sowie Vertreter lokaler Rom:nja-NGOs zugegen. Sämtliche Interviews fanden in den Wohnungen der Zeitzeug:innen bzw. den zugehörigen Vorgärten statt.

*Bobruisk, nach einem
Interview.*



Die Teilnehmer:innen erhielten ein Handout mit einigen knappen Angaben zu den Zeitzeug:innen (Alter, Zusammenfassung ihrer Angaben während der Recherche). Jeweils am Vorabend eines Interviews setzten sich die zwei Interviewer:innen zur Vorbereitung zusammen. Aus Sicht der Projektleitung besonders erfreulich war, dass es auch »gemischte« Interviewteams gab, aus Deutschen und Belaruss:innen. In diesen Fällen wurden Interviewpartner:innen ausgesucht, denen einfach vermittelt werden konnte, dass Fragen und Antworten konsekutiv übersetzt werden müssen.

Die Praxis unterschied sich dann von der Theorie insoweit, als manche Interviews krankheitsbedingt kurzfristig ausfielen. Unser Projektpartner Artur Gomonow hat es in den meisten Fällen geschafft, andere Zeitzeug:innen ausfindig zu machen, zum Teil welche, die auch der Projektleitung noch unbekannt waren und mit denen es kein Interview in der Recherche gegeben hatte. In diesen Fällen hatten die Interviewer:innen auch nur rudimentäre Informationen zur Vorbereitung. Nur in wenigen Fällen, wenn das Interview stockte oder die Zeitzeug:innen offenbar eine Frage nicht verstanden, intervenierte der belarussische Projektleiter.



*Erholung nach
вiholungвi nach dem Interview*

Abends wurden die Interviews in einer gemeinsamen Runde, meist im Restaurant, ausgewertet. Hier wurde solidarische Kritik geübt, wenn etwa manche Fragestellungen womöglich als zu suggestiv oder zu geschlossen empfunden worden waren, aber auch viel Lob und Zuspruch geäußert. Als außerordentlich wichtiges Kriterium betrachteten die Teilnehmer:innen, dass sich die Zeitzeug:innen im Interview wohl fühlten und nicht bedrängt – letztes war, nach unserem

Eindruck und nach den Rückmeldungen an Artur Gomonow, niemals der Fall.

Wir beurteilen die Qualität der Interviews und deren Aussagekraft als ausgesprochen positiv. Zum einen machte sich die Vorbereitung der Interviews bezahlt, zum anderen auch die Tatsache, dass die Mehrzahl der Teilnehmer:innen bereits Erfahrungen in der Interviewführung mitbrachte und/oder sensibilisiert war für erinnerungspolitische bzw. rassismuskritische Fragestellungen.

Wiederum, wie auch bereits während der Recherche, haben wir die Erfahrung gemacht, dass die Überlebenden der deutschen Verfolgung hohe Bereitschaft zeigen, ihre Erinnerungen auch mit »externen« Personen zu teilen.

Zweimal besuchten die Teilnehmer:innen Denkmäler, die an ermordete Rom:nja erinnern: Zum einen im Bezirk Baranowitschi, wo es eine Gedenkstätte gibt, an der während des Zweiten Weltkrieges neben anderen Opfergruppen auch Rom:nja ermordet wurden. Dies wird dort auch ausdrücklich erwähnt.

Auch die Besichtigung von Gedenkstätten gehörte zu unserer Recherche, wie auch zum Programm der Exkursion. In der Nähe von Baranowitschi wurden mehrere Hundert Roma erschossen. Dieses Denkmal ist eines der wenigen in Belarus, das sie als einzelne Opfergruppe erwähnt.



Zum anderen nahe Oschmjany, wo ein Denkmal an die Ermordung von Rom:nja erinnert. Das Denkmal wurde in den 1960er Jahren auf private Initiative der mutmaßlich einzigen Überlebenden dieses Massakers errichtet. Die heute in Minsk wohnhafte Galina Iwanowna Alexandrowitsch hatte uns während der Recherche über das Schicksal ihrer Familie berichtet. Das Denkmal enthält allerdings keine explizite Erwähnung der Zugehörigkeit der Ermordeten zur Minderheit der Rom:nja. Die Inschrift auf dem Gedenkstein spricht vielmehr von »friedlichen Bürgern«, die dort ermordet wurden. Inwiefern dies ihre bewusste Entscheidung war oder dem Druck der damaligen sowjetischen Behörden geschuldet ist, konnten wir Galina Iwanowna leider nicht fragen, weil sie das am Denkmal vorgesehene Interview aus gesundheitlichen Gründen absagen musste.



Zu den Expert:inneninterviews gehörte eines mit Olga Iwanownaw, die in Gomel Leiterin der NGO Romano Drom ist. Der Verein engagiert sich überwiegend im sozialen und kulturellen Bereich, hat aber vor einigen Jahren in Gomel auch eine »Allee der Erinnerung« für die im Genozid ermordeten Rom:nja eingeweiht.

Ein weiteres Expert:inneninterview fand mit dem Forscher und jüdischen KZ-Überlebenden Ewgenij Hrol statt. Ihn trafen wir an einer Erinnerungsstätte am Stadtrand von Minsk (Drosdy), wo nach dem deutschen Einmarsch ein Sammellager für Kriegsgefangene und andere Personen eingerichtet wurde. Ewgenij Hrol berichtete über die Opfer dieses Sammellagers, in dem mutmaßlich – ohne dass es Dokumente hierzu gibt – auch zahlreiche Rom:nja gestorben sind. Der Ort

links: Interview mit Ewgenij Hrol, bei Drosdy, rechts: Olga Iwanowna Netschajewa, Romano Drom, und ihr Mann Nikolaj Anufriew an der Gedenkallee in Gomel

symbolisiert sehr anschaulich, dass zahlreiche Stätten des Grauens bis heute nur lückenhaft markiert sind: Es gibt nur einen Gedenkstein weitab vom eigentlichen Lager. Der authentische Ort liegt hingegen, unmarkiert, an einem idyllischen Flussufer mit zahlreichen Badestellen.

Die für Samstag, 7. September, vorgesehenen Interviews in Borissow wurden am Freitag Abend abgesagt, aufgrund privater Gründe der Interviewpartner:innen. Kurzfristig wurde dafür Aliaksandr Dalhouski von der Geschichtswerkstatt gebeten, eine Führung durch die Gedenkstätten Maly und Bolschoj Trostinez durchzuführen. Durch diese Führung bekamen die Teilnehmer:innen noch einen Überblick über den deutschen Besatzungsterror, da Aliaksandr zahlreiche Hinweise zum Ablauf des Holocaust geben konnte. Breiten Raum nahm auch die Darstellung der sowjetischen und belarussischen Erinnerungspolitik dar.

Am Nachmittag des 7. September 2019 fand, wiederum in den Räumen der Geschichtswerkstatt, ein abschließender Workshop statt. Betonen möchten wir den Umstand, dass sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer als höchst motiviert erwiesen haben. Dies hat sich nicht nur in ihrer Bereitschaft gezeigt, selbstständig Interviews zu führen, sondern diese auch noch abends, nach einem anstrengenden Exkursionstag, in der Gruppe zu reflektieren. Niemand ist aus der Gruppe ausgestiegen.

Die Teilnehmer:innen zeigten sich, wie auch schon bei den abendlichen Auswertungsrunden, stark beeindruckt und auch emotional berührt von den Begegnungen mit den Zeitzeug:innen. Gerade die belarussischen Teilnehmer:innen betonten, sie hätten noch niemals zuvor davon gehört, dass Rom:nja in Belarus von den deutschen Besatzern so gezielt verfolgt und ermordet worden seien. Die Interviews während Recherche und Exkursion sowie ergänzende Literaturrecherchen hatten eine Fülle von Material für die Ausstellung erbracht. Im Workshop wurden die weiteren Arbeitsschritte für die Ausstellung besprochen, die schließlich im Herbst 2020 (Belarus) bzw. Frühjahr 2021 (Deutschland) fertiggestellt werden konnte.



In Maly Trostinez

AUSSTELLUNGSERÖFFNUNGEN IN BELARUS UND DEUTSCHLAND

Die belarussischen Partner:innen waren zuerst fertig: Am 16. Oktober 2020 wurde in Minsk die Ausstellung zum Genozid an Rom:nja erstmals eröffnet. Ort der Präsentation war das Staatliche Museum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges. Es gehört zu den bestbesuchten Museen in Belarus und ist eine wichtige Autorität für die Darstellung der Kriegsgeschichte. Es folgt zwar noch weithin sowjetischen Deutungsmustern, aber dass an einem solchen Ort eine solche Ausstellung eröffnet werden konnte, zeigt die Bereitschaft, auch neue Aspekte des Krieges zu thematisieren. Zudem ist es gleichsam eine Empfehlung für andere Museen im Land.

*Museum der Geschichte
des Großen Vaterländi-
schen Krieges in Minsk,
2014 am neuen Standort
am Siegespark nahe des
Stadtzentrums eröffnet.*



Bis Ende 2021 folgten fünf weitere Eröffnungen in anderen Städten. Die Ausstellungseröffnungen wurden in aller Regel von Dutzenden Personen besucht, darunter auch Medienvertreter:innen, von Bildungseinrichtungen und der örtlichen Verwaltung. Danach nutzten Lehrer:innen die Möglichkeit, mit Schulklassen die Ausstellung zu besuchen. So hat beispielsweise die »Abteilung für ideologische Arbeit« der Lenin-Bibliothek in Gomel, wo die Ausstellung im November 2021 zehn Tage lang zu sehen war, mitgezählt: Es habe 150 Besucher:innen gegeben, vor allem junge Menschen. Der Andrang war damit deutlich größer als bei den fünf Ausstellungseröffnungen, die es seit Fertigstellung der deutschsprachigen Ausstellung im Mai 2021 in Deutschland gegeben hat (in Nürnberg, Berlin, Plauen, Göttingen und Oldenburg). Belarussische Tageszeitungen und lokale TV-Sender berichteten ausführlich über die Veranstaltungen und die Inhalte der Ausstellung.

In Belarus wie auch in Deutschland wurden im Rahmen der Ausstellungseröffnungen Vorträge über den Genozid an Rom:nja während des Zweiten Weltkrieges gehalten. In Belarus gab es im Anschluss an die Eröffnungen zudem jeweils ein mehrstündiges Seminar, an dem vor allem Angehörige der Rom:nja-Minderheit teilnahmen. Die wichtigsten Themen waren hierbei die Möglichkeiten, die Erinnerung an den Genozid stärker in der Gesellschaft zu verankern, und der Austausch über Diskriminierungserfahrungen und Widerstand. In diesem Rahmen fand über Zoom auch ein Austausch mit deutschen NGO-Aktiven statt, die über Erinnerungspolitik in Deutschland und die Arbeit von Selbstorganisationen der Sinti:zze und Rom:nja berichteten.

Abenteuerlich, aber niemals umsonst

DAS PROJEKT AUS SICHT EINES EXKURSIONSTEILNEHMERS

Als mich im Juni 2019 meine Dozentin – mittlerweile Kollegin – am Lehrstuhl Didaktik der Geschichte der FAU Erlangen-Nürnberg auf das Projekt aufmerksam machte, war ich nicht nur daran interessiert, die Geschichte und Kultur des für mich bis dahin exotisch klingenden Belarus kennenzulernen. Dessen Verwobenheit mit der deutschen Geschichte war mir bis dahin aufgrund mangelnder Thematisierung in schulischen und universitären Bildungseinrichtungen nur wenig bekannt. Ich wollte zugleich auch meine Erfahrungen nutzen, die ich in der Begleitung des Sinto und Zeitzeugen Siegfried Heilig bei Zeitzeugengesprächen gesammelt hatte. Das Führen der Interviews mit belarussischen Rom:nja-Zeitzeug:innen hatte doch primär den Sinn, den Menschen zuzuhören, die über Jahrzehnte vergessen und missachtet worden waren. (Noch) viel zu wenig ist über die Verbrechen der deutschen Besatzer:innen an Rom:nja in Belarus bekannt: Viele Akten, die in den belarussischen Archiven liegen, sind wissenschaftlich längst nicht erschlossen. Deshalb zeugen die innerhalb des Projekts geführten Zeitzeug:innengespräche über den freundschaftlichen deutsch-belarussischen Austausch und die nachholende Anerkennung der Angehörigen der Minderheit hinaus von hohem Quellenwert für die Aufarbeitung der Vergangenheit, gerade weil zahlreiche schriftliche Dokumente noch nicht erschlossen sind.

Nach der Zusage zur Teilnahme an der einwöchigen Reise war ich hoffnungsvoll und gespannt auf das, was mich erwarten würde. Mittlerweile bin ich so frei, behaupten zu können, dass mich diese einwöchige Reise in mehrfacher Hinsicht als Mensch geprägt und weitergebracht hat. Junge Menschen können von einem solchen Austausch nur profitieren: Erschlagen von den ersten Eindrücken eines fremden Landes, insbesondere der Hauptstadt Minsk, habe ich zunächst in den Workshops in der Geschichtswerkstatt einiges über die erschreckenden Dimensionen der Vernichtungspolitik der Deutschen in Belarus lernen können: Professoren und Dozenten wie Dr. Aliaksandr Dalhouski, Sergej Nowikow oder Kuzma Kozak hielten wissenschaftliche Vorträge, führten uns durch das ehemalige jüdische Ghetto von Minsk, zeigten uns zentrale Erinnerungsorte oder erklärten uns die Täterschaft innerhalb der ehemaligen Vernichtungsstätte Maly Trostinez. Ich erinnere mich sodann: Manchmal etwas abenteuerlich, aber niemals umsonst fuhren wir mit unserem Kleinbus in die entlegensten Dörfer und trafen Menschen, die trotz der Gräueltaten, die ihnen von Deutschen angetan worden waren, unserer Reisegruppe gegenüber aufgeschlossen waren und darüber berichteten, was ihnen widerfahren war. Von Gespräch zu Gespräch bestätigten sich in der persönlichen Erfahrung die wissenschaftlichen Erkenntnisse, von denen ich vor meiner Reise gelesen hatte, nämlich dass die deutschen Besatzer:innen aus rassistischer Überzeugung mordeten. Sie ermordeten die Rom:nja, weil sie nicht in das Weltbild der »arischen Herrenrasse« passten.

Aus der nationalen Erinnerungskultur und staatlichen Gedenkpoltik sind die Rom:nja als Opfergruppe ausgeschlossen. Das wurde mir bewusst, als wir das Museum des Großen Vaterländischen Krieges in

Minsk besuchten. Und doch gab es auch Ausnahmen: Als wir durch Belarus fuhren, besuchten wir entlegene Orte, an denen wir Erinnerungszeichen in Waldstücken und in der Nähe von Dörfern vorfanden, die lokale Initiator:innen dort errichtet hatten. Und umso mehr freute es mich, dass das Museum des Großen Vaterländischen Krieges als Ort für die Ausstellung, die die Arbeitsergebnisse der Projektgruppe präsentierte, gewonnen werden konnte.

Ich konnte durch die Reise nicht nur viel an historischem Wissen dazulernen, sondern mich auch als Mensch weiterentwickeln. Das Knüpfen von Freundschaften und Kontakten mit den deutschen und belarussischen Teilnehmer:innen, die Erlebnisse der unzähligen Stunden in den Fahrten mit dem Kleinbus, vage Versuche der Aneignung der russischen Sprache, die kulturellen Eindrücke in den Städten wie Minsk und Gomel, aber auch auf dem Land, die Gespräche mit der Reisegruppe beim täglichen Abendessen an einem Rasthof oder Restaurant, völlig erschöpft von den Zeitzeug:innengesprächen im gefühlten Nirvana werden mir wohl bis zum Lebensende im Gedächtnis bleiben. Mein persönlicher Horizont hat sich durch diese Reise enorm erweitert – er war mir Ansporn zugleich, nach der Reise mitzuhelfen, die Arbeiten der Projektreise in einer Ausstellung zu verwirklichen. Ich schaffte es, in Nürnberg einen Ausstellungsort in Pandemiezeiten zu finden, eine Veranstaltung mit Teilnehmer:innen aus der Wissenschaft, unserer deutsch-belarussischen Projektgruppe und dem Landesverband der Sinti und Roma Bayern zu organisieren, und merkte trotz der großen Anstrengung, dass die Arbeit nie umsonst war und sein wird. Letztlich gaben mir diese Erfahrungen des Projekts den Anstoß, mein Wissen durch ein Dissertationsprojekt, das sich mit Gedenkorten der Sinti:zze und Rom:nja in Deutschland beschäftigt, zu vertiefen und dieses Wissen an der Universität jungen Student:innen zu vermitteln, die so oft so wenig Kenntnis von den Verbrechen an Sinti:zze und Rom:nja haben. Im Kreis der Historiker:innenzunft wird in mannigfacher Hinsicht auf einer stets abstrakten Ebene darüber gestritten und ausgelotet, ob es einen Wandel der Erinnerungskultur seit dem Fall des Eisernen Vorhangs hin zu einem europäischen bzw. globalen Gedenken an die Verbrechen des Nationalsozialismus überhaupt gebe, wie sich dieser äußere, wo Grenzen und Potenziale liegen, und wie sich dieses Gedenken in universellen Werten von Menschlichkeit transnational manifestieren lasse: Das große Verdienst des Projekts ist es, die oft hohle Phrase »Erinnerungskultur« praktisch durch die Menschen, die an diesem Projekt gearbeitet haben, durch die Vermittlung in Seminaren und Ausstellungen gegenüber der Mehrheitsgesellschaft mit Leben gefüllt zu haben und auf Stigmatisierung und Ausgrenzung der Minderheit in Belarus und Deutschland aufmerksam gemacht zu haben. Diese Arbeit leistet ihren Beitrag zu einer Anerkennung der Rom:nja und ist Ausgangspunkt für das Bekämpfen der Ausgrenzung dieser Minderheit in Deutschland und Belarus. Das sollte uns dazu ermutigen, auch in der Zukunft weiterzumachen, gerade trotz erschwelter äußerer Umstände, seien sie politischer, gesellschaftlicher oder pandemischer Natur. Leonard Stöcklein



Der Autor hat im September 2019 an der Exkursion teilgenommen und ist heute Promotionsstudent und Mitarbeiter am Lehrstuhl Didaktik der Geschichte an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.

»Dem Thema vorsichtig nähern«

ZUR WIRKUNG UND DEN PERSPEKTIVEN DER AUSSTELLUNG IN BELARUS: GESPRÄCH MIT ANDREJ LYSOU.

Was waren für Dich die stärksten Eindrücke des Projektes?

Ich hatte mich vorher noch nie mit dem Thema des Roma-Genozids beschäftigt. Ich kannte die Forschungen zum Holocaust, zum Minsker Ghetto und zu Maly Trostinez, aber die Morde an Roma waren für mich ein unbekanntes Thema. Im Laufe unserer Arbeit habe ich festgestellt, wie wichtig dieses Thema ist, und dass seine Erforschung überfällig ist. Aus wissenschaftlicher Sicht war es interessant zu erfahren, wie die Deutschen ihre rassistischen Ansichten gegenüber den Roma umgesetzt haben, wie kalkuliert und systematisch sie vorgegangen sind. Und aus persönlicher Sicht haben die Schilderungen der Zeitzeugen einen starken Eindruck auf mich gemacht. Sie haben sehr genau und umfangreich geschildert, wie sie unter den Deutschen gelitten haben.

Du hast ja in diesem Jahr (2021) an allen Seminaren teilgenommen, die in Belarus stattgefunden haben. Wie schätzt Du die Resonanz ein?

Nach meiner Beobachtung haben die Roma, die in der Nähe der Ausstellungsorte wohnen, das größte Interesse an der Ausstellung. Das gilt vor allem dann, wenn einer der Zeitzeugen, die in der Ausstellung vorgestellt werden, aus der jeweiligen Ortschaft stammt. Da kommen nicht nur die Erwachsenen, sondern sie bringen auch ihre Kinder mit, damit sie es sehen können. Aber auch die Angestellten der Verwaltung bzw. der Museen und Bibliotheken und weitere Besucher haben ein großes Interesse. Zur Eröffnung gehört ja eine Video-Präsentation, die wirklich unter die Haut geht. Da geht niemand gleichgültig hinaus.

Wie schätzt Du die Chancen ein, dieses Thema in Zukunft stärker in der belarussischen Gesellschaft zu verankern?

Es ist ein bisschen widersprüchlich. Was wissenschaftliche Arbeit angeht, bin ich angesichts der politischen Lage nicht so optimistisch. Das Thema passt nur teilweise zur Ideologie, die vom Staat gepflegt wird. Größere Chancen sehe ich aber dafür, die Ausstellung noch an viel mehr Orten zu zeigen. So, wie sie gemacht ist, ergänzt sie einen Aspekt des Zweiten Weltkrieges, ohne in direktem Widerspruch zur sowjetischen Geschichtspolitik zu stehen. Die Belarussische Roma-Diaspora versucht das Thema vorsichtig zu präsentieren, und dabei ist sie ja ganz erfolgreich. Für nächstes Jahr haben wir uns vorgenommen, ein Begleitbuch zur Ausstellung herauszugeben.

Interview: Frank Brendle

Andrej Lysou (links) hat im September 2019 an der Exkursion teilgenommen und war bereits während der Recherche häufig als Dolmetscher im Einsatz. Heute arbeitet er in der Geschichtswerkstatt Leonid Lewin, Minsk.

Zeitzeugin Nadeschda Konstantinowna Rudkowskaja (Bobruisk) weist dem Recharteam den Weg zu einem Ort, an dem während ihrer Kindheit Roma eingesperrt waren.



Offen sprechen oder zwischen den Zeilen lesen?

POLITISCHE RAHMENBEDINGUNGEN UNSERER ARBEIT IN BELARUS

Bei unserem Projekt ging es nicht nur um die Erinnerung von Zeitzeug:innen, sondern auch um die Gegenwart. Zahlreiche Interviewpartner:innen haben wir nach dem heutigen Ausmaß von Diskriminierung befragt. Wir waren sehr gespannt, welche Antworten wir erhalten würden – sind doch Gespräche über die politische Situation in Belarus, zumal vor laufender Kamera, eine heikle Sache.

Umso überraschter waren wir zu Beginn, wie offen über Diskriminierung von Rom:nja mit uns gesprochen wurde. Das hatte allerdings einen besonderen Anlass: Einen Tag vor Beginn der Recherche im Mai 2019 gab es einen Zwischenfall in der Nähe der Stadt Mogilew. Dort wurde ein Polizist erschossen aufgefunden. In seinem letzten Funkspruch hatte er davon gesprochen, er beobachte verdächtige Personen, bei denen es sich möglicherweise um Rom:nja handele. Die Folge war eine bis dahin in Belarus offenbar beispiellose Polizeikampagne gegen Rom:nja. In zahlreichen Ortschaften im ganzen Land wurden vor allem männliche Roma, aber auch manche Romni, festgenommen und zum Verhör gebracht, z.T. für mehrere Tage. Vielen wurden die Fingerabdrücke genommen. Dies geschah jeweils ohne irgendeinen konkreten Tatverdacht, als purer Ausdruck eines »racial profiling«. Praktisch alle Interviewpartner:innen, denen wir in den Wochen darauf begegneten, wussten von solchen Festnahmen in ihrem Umfeld zu berichten. Wenige Tage später wurde das Ergebnis der Obduktion des toten Polizisten bekannt gegeben: Er hatte sich selbst mit seiner Dienstwaffe erschossen.

Der Unrechtsgehalt der Polizeimaßnahmen gegen die Rom:nja war offenkundig und sorgte für eine kritische Medienberichterstattung. Die Staatsanwaltschaft wies zwar den Vorwurf des Machtmissbrauchs zurück, doch selbst Regierungsvertreter:innen entschuldigten sich für das Verhalten der Polizei. Unter den Rom:nja sorgte der Vorfall natürlich für eine große Emotionalisierung. Unsere Interviewpartner:innen sahen in der Skandalisierung der Ereignisse zugleich eine Möglichkeit, auch weitere Formen alltäglicher Diskriminierung zur Sprache zu bringen. Dementsprechend kritisch äußerten sie sich zu ihren Erfahrungen nicht nur mit der Polizei. Sie prangerten auch Diskriminierungen in praktisch allen sozialen Bereichen an, wie auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt, im Gesundheits- und Bildungsbereich. Rom:nja, so bekamen wir zu hören, sehen sich starken Vorurteilen durch die Mehrheitsgesellschaft ausgesetzt. Der Staat verletzt nicht nur seine Pflicht, sie vor Benachteiligungen zu schützen, sondern übt selbst solche Benachteiligungen aus.

Als wir einige Monate später, im September 2019, im Rahmen der Exkursion erneut nach Diskriminierungserfahrungen fragten, waren die Reaktionen dagegen erstaunlich abgeflaut. Es gebe eigentlich keine Probleme, bekamen wir mehrfach zu hören, und wenn, dann wisse man sie zu lösen. Auch Vertreter:innen von Rom:nja-NGOs, die wir bereits im Mai gesprochen hatten, relativierten im September ihre kritischen Äußerungen ganz erheblich.

Im Vier-Augen-Gespräch, bei ausgeschalteter Kamera, gaben uns mehrere Interviewpartner:innen zu verstehen, dass die neue Zurückhaltung ihren Grund in Sorge vor behördlichen Sanktionen habe. Offenbar war im Mai, unmittelbar »nach Mogilew«, die Empörung unter den Rom:nja so groß, dass sie sich nicht länger zurückhalten wollten. Zugleich bestand unser Interviewteam da nur aus maximal fünf Personen. Im September waren die Emotionen zum einen bereits abgeklungen, zum anderen standen den Interviewpartner:innen auf einmal bis zu 17 Personen gegenüber, mit zwei bis drei Kameras, die auf sie gerichtet waren. Wir halten es für gut möglich, dass in dieser Situation die Interviewpartner:innen vorzogen, nicht allzu kritisch über Polizei oder Gesellschaft zu klagen, da sie nicht mehr abschätzen konnten, wo und bei wem ihre Äußerungen am Ende landen würden. Generell standen bei Interviews zu politischen Fragen die deutschen Fragesteller:innen vor dem Problem, nicht sicher abschätzen zu können, wie weit man gehen kann, und ab welchem Punkt die Fragen – bzw. das Veröffentlichen der Antworten – die Interviewpartner:innen gefährden könnte. In solchen Situationen waren die Hinweise des belarussischen Projektpartners unverzichtbar. Nach einem der ersten Interviews im Mai 2019, in dem der Interviewte massive Anschuldigungen gegen die Polizei erhoben hatte, wies uns der Partner darauf hin, dass die Veröffentlichung dieses Videos den Interviewten der Gefahr erheblicher Repressalien aussetzen könnte.

Die innenpolitischen Verhältnisse in Belarus sorgten auch dafür, dass die belarussische Ausstellungsvariante sich in jenen Passagen, die sich auf explizit politische Vorgänge beziehen – Erinnerungspolitik, Diskriminierung von Rom:nja – deutlich von der deutschen Variante unterscheidet. Sie ist an diesen Stellen »entschärft« und verzichtet auf offenes Ansprechen von Missständen. Allerdings haben wir im Lauf des Projektes den Eindruck gewonnen, dass belarussische Leser:innen durchaus geübt darin sind, »zwischen den Zeilen« zu lesen.

Ausstellungseröffnung in Minsk, Museum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges, Oktober 2020



Im Zuge der zunehmenden innenpolitischen Repression seit dem Jahr 2020 verschärfte sich diese Problematik. Wenn wir uns bei (Online-) Veranstaltungen nach Diskriminierungen erkundigten, wurde uns in knappen Worten geantwortet, Diskriminierung sei gesetzlich verboten. Bei Verstößen könne man sich vor Gericht Hilfe holen. Unter vier Augen wurde uns auch hier signalisiert, dass man über solche Themen gegenwärtig in Belarus nicht offen sprechen könne. Um die Durchführung des Projektes nicht zu gefährden, zog sich einer

unserer Partner, das Belarussische Helsinki-Komitee, im Sommer 2021 aus der Projektorganisation zurück. Wenige Wochen später wurde ein Verbotsverfahren gegen die Menschenrechtsorganisation eingeleitet.

PARTISANENMYTHOS ALS INSTRUMENT DER ERINNERUNGSPOLITIK

Im Vordergrund der Öffentlichkeitsarbeit wurde der historische Aspekt betont: Das Schicksal der Rom:nja unter deutscher Besatzung. Mit diesem Thema rannnten wir auch im Jahr 2021 weiterhin gleichsam offene Türen ein – explizit auch bei staatlichen Einrichtungen wie Museen und Bibliotheken, wo die Ausstellung gezeigt wurde (und die in der Regel während der Pandemie geöffnet blieben). Die Eröffnungsveranstaltungen waren ausgesprochen gut besucht, auch von Seiten von Behörden, Lehrer:innen usw., aus mehreren Städten wurde berichtet, dass in dem meist zwei-bis dreiwöchigen Ausstellungszeitraum jeweils weit über 100 Besucher:innen gekommen seien, darunter auch ganze Schulklassen. Wir glauben, dass die starke Betonung der Partisanenbewegung, die sich durch nahezu alle Interviews mit Zeitzeug:innen zieht, die Akzeptanz fördert, sich mit dem Thema der Ausstellung zu beschäftigen. Immerhin hat die Erinnerung an die Partisan:innen auch im heutigen Belarus noch einen sehr hohen Stellenwert. Nachdem die offiziöse Geschichtspolitik seit ca. 20 Jahren auch den zunächst tabuisierten Holocaust an der jüdischen Bevölkerung thematisiert, ist sie offenbar bereit, dies auch mit dem Genozid an Rom:nja zu tun.

FAZIT

Unser Projekt hatte sowohl geschichtspolitische als auch menschenrechtsorientierte Aspekte. An ihm festzuhalten, trotz der immensen Schwierigkeiten und der teils konkreten, teils latenten behördlichen Drangsalierung wichtigsten Projektpartner, war eine Entscheidung, die in erster Linie von unserem belarussischen Partner, der Belarussischen Roma-Diaspora, getroffen wurde. Gemeinsam mit diesem glauben wir, dass wir trotz der schwieriger gewordenen Bedingungen erfolgreich einen verbliebenen Freiraum genutzt haben.

Mit Hilfe unserer Ausstellung wurde zum ersten Mal seit dem Zweiten



Ausstellungseröffnung in der Lenin-Bibliothek Gomel, 16. 11. 2021. Über den Bildschirm im Vordergrund waren auch Teilnehmer:innen aus Deutschland zugeschaltet.

Weltkrieg in sechs belarussischen Städten öffentlich über das Schicksal der Rom:nja im Zweiten Weltkrieg gesprochen. Zuvor war dieses Thema an öffentlichen Orten kaum präsent. Die Ausstellung ist zudem das erste materielle Angebot für eine entsprechende politische Bildung. Dass es uns gelungen ist, dieses Thema zu setzen, sehen wir als einen großen Erfolg unserer Arbeit an. Gerade die Bereitschaft von Lehrer:innen, mit Schulklassen die Ausstellung zu besichtigen, stimmt uns optimistisch. Nicht zuletzt erhoffen wir uns davon auch, dass (angehende) Historiker:innen einen Input erhalten, sich systematisch mit dem Genozid an Rom:nja zu befassen.

Es gibt ganz offensichtlich in Belarus eine Bereitschaft dafür, sich mit einem Aspekt des Zweiten Weltkrieges auseinanderzusetzen, der bislang in keiner Weise Eingang in die Geschichtserzählung gefunden hat. Zu erfahren, dass Rom:nja gemeinsam mit Nicht-Rom:nja am Kampf gegen die Besatzer teilgenommen haben, und dass sie von den Deutschen in genozidaler Absicht verfolgt wurden, mag, so hoffen wir, auch ein Beitrag zur Sensibilisierung für rassistische Diskriminierung sein und generell das Interesse an der Lebenssituation von Rom:nja erhöhen. So ist letztlich auch der Titel der russischsprachigen Ausstellungsvariante angelegt: »Wer bist Du, Volk der Roma?«



Ankündigung der Ausstellung im Museum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges, Minsk

Nicht gelungen ist es hingegen, im Rahmen der »großen« Eröffnungsveranstaltungen auch über gegenwärtige Diskriminierungen von Rom:nja zu sprechen. Solche Debatten fanden aber im Rahmen von Seminaren statt, an denen unter anderem juristische Expert:innen und Angehörige der Rom:nja-Minderheit teilnahmen, aber keine offiziellen Vertreter:innen von Behörden. Hier konnte Klartext gesprochen werden, und es wurden Möglichkeiten besprochen, wie man sich gegen Diskriminierung wehren kann.

Das Ziel, den Kenntnisstand über den Genozid an Rom:nja besser zu verankern, wurde in Belarus deutlich besser erreicht als in Deutschland. Das zeigt das weitaus größere Interesse von Besucher:innen und Medien. Dennoch ist es uns auch in Deutschland gelungen, die Ausstellung nicht nur in eigener Regie zu präsentieren, sondern sie auch an lokale Initiativen zu leihen, die sich um Eröffnungen und Begleitveranstaltungen etwa in Göttingen, Oldenburg und Plauen kümmerten.

Nicht zu unterschätzen ist, dass die jetzt schon seit drei Jahren bestehende Kooperation der deutschen und belarussischen Partner:innen trotz aller Widrigkeiten bis heute gehalten hat. Aufgrund von Pandemie- und Luftverkehrseinschränkungen hat es seit 2019 zwar nur wenige persönliche Begegnungen gegeben – zur Ausstellungseröffnung in Minsk im Oktober 2020 und noch einmal im Dezember 2021 sind einige Projektbeteiligte aus Deutschland nach Belarus gereist, in der Gegenrichtung waren leider keine Besuche möglich. So blieb es überwiegend bei Videokonferenzen. Dennoch wurde das Vertrauen gefestigt, und es bestehen Grundlagen, die Arbeit auch in Zukunft fortzusetzen und sogar auszuweiten.

Für das Jahr 2022 haben wir uns vorgenommen, am 2. August eine große öffentliche Gedenkzeremonie in Minsk durchzuführen. Der internationale Tag des Gedenkens an die von den Faschisten ermordeten Sinti:zze und Rom:nja soll damit auch in Belarus erstmals in großem Umfang begangen – und möglichst dauerhaft etabliert werden. Im Jahr 2023 hoffen wir, ein neues Denkmal für ermordete Rom:nja in Belarus einweihen zu können. Zudem soll es dann, wenn die politische und pandemische Lage es erlauben, wieder umfangreichere persönliche Begegnungen und einen Austausch auch auf Hochschulebene geben.



*Ausstellungseröffnung in der zentralen Kreisbibliothek in Borissow, 10.8.2021.
Vorne links: die Zeitzeugin Ljubow Georgiewna Muradinskaja, geb. 1944 im KZ Auschwitz.*

Den weißen Fleck in der Geschichte des Krieges schließen

Die Informationen über die Ausstellung wurden vor allem mündlich unter den Roma verbreitet. Viele rufen an und fragen, was in dieser Ausstellung gezeigt wird. Sie fragen, ob die Ausstellung zu ihnen in die Stadt kommt. Die Informationen verbreiteten sich auch über die Medien in ganz Belarus. Anwohner und Behörden wissen Bescheid.

Grundsätzlich besteht ein breites Interesse an der Ausstellung, da es eine solche in Belarus noch nie gegeben hat.

Die Ausstellung stellt neue Informationen über die Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges in Belarus vor. An den Eröffnungsveranstaltungen nehmen Roma, Massenmedien, Vertreter staatlicher Institutionen, hochrangige Beamte staatlicher Strukturen, Lehrer und Schüler, Historiker und Anwohner teil. Die neuen Informationen über den Völkermord an den Roma ermöglichen es, die historischen Ereignisse während des Krieges endlich angemessen darzustellen. Für die Roma ist es eminent wichtig, dass sie nicht vergessen werden. Sie sind Teil der Erinnerung!!!! Man interessiert sich für ihre Geschichte, Traditionen und ihr heutiges Leben.

Die Roma sind stolz darauf, dass sich die Gesellschaft für ihre Geschichte interessiert und die örtliche Bevölkerung zur Ausstellung kommt.

Die Ausstellungsbesucher waren überrascht, dass es einen Völkermord an den Roma gab. Sie wussten es bisher einfach nicht.

Die Ansprachen von Vertretern der Behörden sind voll des Lobes: »Gut gemacht! Alles ist richtig! Historische Gerechtigkeit!«

Es ist notwendig, die Informationen über den Völkermord an den Roma weiter zu verbreiten, damit alle Bevölkerungsschichten davon erfahren. Viele sprechen von der Fortsetzung des Projektes: Ein Buch zu veröffentlichen, Ausstellungen zu veranstalten, ein Denkmal zu errichten und die Erde vom Ort der Massengräber in eine Kirche zu überführen – das wäre eine angemessene Erinnerung an die Geschichte, an den Völkermord an den Roma während des Krieges. Damit schließen wir den weißen Fleck in der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges in Belarus!



Der Autor ist Ko-Projektleiter und Vizepräsident der Belarussischen Roma-Diaspora. Hier erläutert er den Besucher:innen die Ausstellung (Lenin-Bibliothek Witebsk, 28.10.2021).

Es gibt die Idee, in den Räumlichkeiten des Zentrums für Nationale Kulturen ein Museum des Völkermords an den Roma zu errichten. Und da es sich um eine mobile Ausstellung handelt, ist es möglich, die Ausstellung in verschiedene Organisationen, Museen, Schulen und Institute zu bringen, und Roma, Schüler und Lehrer, öffentliche Organisationen usw. einzuladen, und beispielsweise Veranstaltungen zum Völkermord an den Roma am Internationalen Tag der Roma und anderen wichtigen Terminen durchzuführen. Darüber hinaus gibt es die Idee, möglichst viele Archivadokumente zu sammeln, in einem Museum zu zeigen und alles, was wir herausfinden, in Büchern zu veröffentlichen.

Ich denke, die Hauptsache bei diesem eminent wichtigen Projekt ist die Wiederherstellung der historischen Gerechtigkeit gegenüber dem Volk der Roma! Und es ist sehr wichtig, dass deutsche Partner ein solches Projekt angestoßen haben! Die Bedeutung liegt in seinem internationalen Rahmen: Von deutscher Seite ist es verpflichtend, Informationen über das Projekt in Deutschland zu verbreiten und Ausstellungen in verschiedenen Städten Deutschlands zu veranstalten. Das Projekt erzählt von den historischen Irrwegen der Gesellschaft! Es lehrt, wie es möglich und notwendig ist, die Erinnerung an die Geschichte für zukünftige Generationen zu bewahren. Unsere gemeinsame Geschichte ist der Lehrer der Gegenwart und der Zukunft. In solchen Projekten findet unter anderem die Verbindung der Generationen statt. Dieses Projekt ist ihr verbindender Faktor. Das Projekt stellt historische Gerechtigkeit her und schließt eine Lücke in der belarussischen Geschichte.

Von Artur Gomonow



Galina Iwanowna lebt heute in Minsk. Sie hat als Kind ein Massaker an ihrer Familie überlebt, weil sie gemeinsam mit ihren Geschwistern von einer Belarussin versteckt wurde. Nach jahrzehntelangem Suchen konnte Galina Iwanowna den Ort des Massakers nahe der Ortschaft Nowosjady auffinden und hat dort auf eigene Initiative ein Denkmal errichtet.

Die Dorfbewohner erzählen, die Deutschen hätten damals angekündigt, neue Pässe auszugeben. Deswegen sind meine Verwandten nach Oschmjany [Hauptort der Region, Anm. Projektteam] gekommen. Sie waren nicht nomadisch, sie lebten in festen Häusern. Aber wie sich herausstellte, hatten die Deutschen eine heimtückische Absicht. Denn auf diese Weise fanden sie heraus, welcher Ethnie man angehört und wer zu den Roma gehört.

Sie haben die Roma weggebracht, um sie zu erschießen. Auch ein Jude soll darunter gewesen sein. Man hat sie in einer Scheune festgehalten. Die Leute aus den Dörfern mussten Gruben ausheben. Und dann hat man die Roma und den Juden erschossen. Am Anfang, so sagen die Leute, wurde nur in die Schulter geschossen. Dann sagte der Anführer: »Ich will sehen, dass sie Angst haben«. Und dann schoss man ihnen in die Brust. Drei Tage lang soll die Erde gebebt haben.

44 Menschen sind dort begraben. Meine Mutter, Tanten, Onkel... Ob sie direkt in die Grube fielen, oder ob sie versuchten, davonzulaufen, weiß ich nicht. Ich war erst vier Jahre alt. Ich erinnere mich weder an meine Mutter noch an meinen Vater.

Als meine Mutter ahnte, dass man uns alle erschießen würde, hat sie einer Frau, einer Belarussin, gesagt, dass sie uns Kinder verstecken solle. Der Anführer der Deutschen hat es aber herausgefunden und hat jemanden zu dieser Frau geschickt. Die sagte aber: »Bei mir sind keine Kinder.« Sie hat die Kinder bei einer anderen Frau im Nachbardorf versteckt. Später hat meine Tante davon erfahren und uns dort abgeholt. Meine einjährige Schwester, ich mit vier Jahren, mein Bruder war sechs, und die ältere Schwester zehn.

Tante Raja war wie eine Mutter für uns. Sie hat mir erzählt, was geschehen ist, aber sie konnte mir nicht genau beschreiben, wo das gewesen ist.



Ich habe lange nach dem Ort gesucht, an dem sie ermordet wurden. Auf Friedhöfen brachte ich andere Gräber in Ordnung und dachte:
»Vielleicht kümmert sich jemand um die Gräber meiner Verwandten.«
Am 4. September (2019) ist es 24 Jahre her, dass ich den Ort gefunden habe.

Nach dem Krieg hatte der Direktor der Stärkefabrik ein kleines Denkmal bauen lassen, auf dem steht, dass hier 44 Menschen erschossen wurden.

Das Denkmal, wie es heute ist, habe ich auf meine Kosten gebaut. Von meiner Rente. Ich habe von einem Engel geträumt, und mein Sohn hat dann eine Engelsfigur gemacht, er ist Steinmetz. Das ist wichtig, denn es gab da Kinder. Ich habe niemanden um Erlaubnis gefragt, ich habe es einfach gebaut.

Es hat niemanden gestört. Als die Leute aus dem Dorf erfuhren, dass ich eine Verwandte dieser Toten bin, küssten sie mich und freuten sich mit mir, dass ich den Ort gefunden hatte. Der Vorsitzende des Dorfrates hat mir geholfen, er hat einen Weg zum Denkmal bauen lassen, so dass man nicht über den Acker gehen muss. Der Weg müsste aber noch asphaltiert werden.

Jedes Jahr am 9. Mai, am Tag des Sieges, fahre ich hin, mit meiner Familie. Auch Anwohner kommen und legen Blumen ab.

Ich bin jetzt schon alt. Ein bisschen lebe ich noch, und ich will dort alles in Ordnung bringen, um ruhig sterben zu können. Danach werden meine Kinder dorthin fahren. Dieser Ort wird nicht vergessen.

»Das Denkmal habe ich auf meine Kosten gebaut.«

GALINA IWANOWNA
ALEXANDROWITSCH
GEB. 2. MAI 1938



Denkmal zu Ehren der Verwandten von Galina Iwanowna, bei Nowosjady.





Pawel Jewmenowitsch entkam als Kind einer Massenerschießung, indem eine als »Russin« geltende Tante ihn als ihren Sohn ausgab. Seine Mutter wurde hingegen erschossen. Das Interview wurde von seinem Sohn Grigorij Pawlowitsch unterstützt, der darüber berichtet, wie er selbst Recherchen über das Schicksal seiner Familie angestellt hat.

PAWEL JEWMEHOWITSCH GORBUNOW GEB. 1930

Meine Familie lebte im Dorf Koschany, das liegt in Russland. Wir waren sesshaft und wohnten in unseren eigenen Häusern. Wir besaßen Höfe, auch Waldstücke. 1936 hat man meinen Großvater enteignet, weil er als sog. Kulak galt. Er wurde deportiert.

Als die Deutschen kamen, hatten wir Roma keine Ahnung, dass wir vernichtet werden sollten. Ungefähr an Ostern 1942 mussten wir nach Klinty gehen. Die Polizei spürte uns für die Deutschen auf. Die Polizisten wussten ja, wo die Roma wohnen. An die 40 oder 50 Menschen gingen nach Koschany, die einen zu Fuß, die anderen mit Pferdekarren.

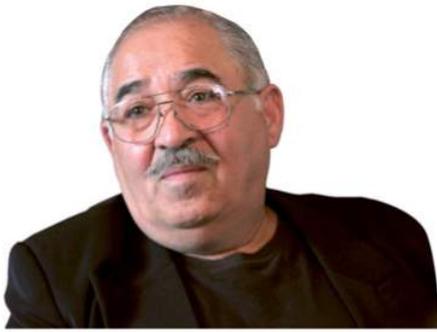
Man hat uns dann weggeführt, um uns zu töten. Kann sein, dass die Deutschen dachten, die Roma seien Partisanen. Es gab solche Gerüchte, dass sie alle eine Verbindung zu den Partisanen hatten. Als wir bereits an der Grube standen, schubste mich meine Mutter zu ihrer Schwester Uljana. Die war im ganzen Dorf bekannt, alle nannten sie »Russin«, weil sie so eine helle Haut hatte. Genau wie ich selbst. Und Tante Uljana sagte den Deutschen: »Ich bin Russin, und das ist mein Sohn.« So wurden wir verschont. Die anderen wurden erschossen, auch meine Mutter und mehrere Geschwister meines Vaters.

Uljana hat mir später erzählt, dass sie einige Tage später zur Erschießungsstelle ging. Dort waren einige noch am Leben. Sie erzählte, die Erde habe sich drei Tage danach noch bewegt.

Einen der Polizisten, die damals die Roma bewachten, hat Uljana viele Jahre später hier auf der Straße erkannt, in den 1970er Jahren. Und sie fing an zu schreien. Wenn sie nicht geschrien hätte, sondern die Polizei gerufen hätte, wäre er festgenommen worden. Aber sie schrie, sie raufte sich die Haare. Und er rannte weg. So entging er seiner Strafe.



Auch Grigorij Pawlowitschs Schwester Rada nahm Anteil an unserem Projekt. Hier präsentiert sie ein Foto ihres Bruders in jungen Jahren.



GRIGORIJ
PAWLOWITSCH
GORBUNOW
GEB. 1965

Ich bin ein paar Mal nach Koschany gefahren und habe mit den Bauern dort geredet. Sie erinnerten sich an all diese Ereignisse. Und sie haben immer davon gesprochen, dass die Roma eine Russin entführt hätten. Ich habe erst nicht verstanden, was sie da sagen. Irgendwann stellte sich dann heraus, dass sie von Tante Uljana sprachen. Die lebte ja bei den Roma, aber weil sie den Russen so ähnlich sah, glaubten die Bauern, sie sei entführt worden.

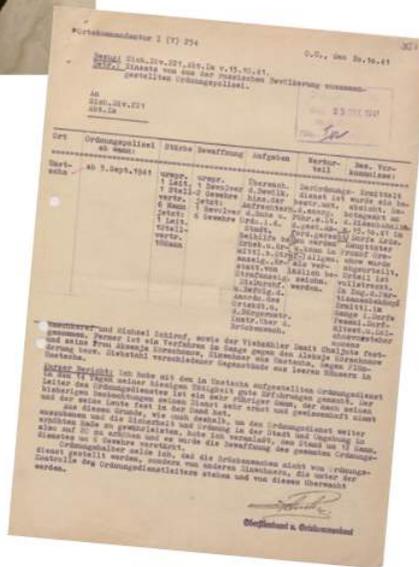
Nach dem Krieg versammelten sich hier im Gomeler Gebiet viele Roma aus anderen Regionen. Wenn zum Beispiel einer in der Ukraine lebte, wo seine Verwandten alle erschossen wurden, wohin sollte er? Man hörte, dass es irgendwo viele Roma gibt, zum Beispiel in Belarus, und so ging man dorthin. Aus der Ukraine, aus Russland kamen sie hierher.

»An der Grube schubste mich meine Mutter zu ihrer Schwester.«



*Fotoalbum der
Familie Gorbunow*





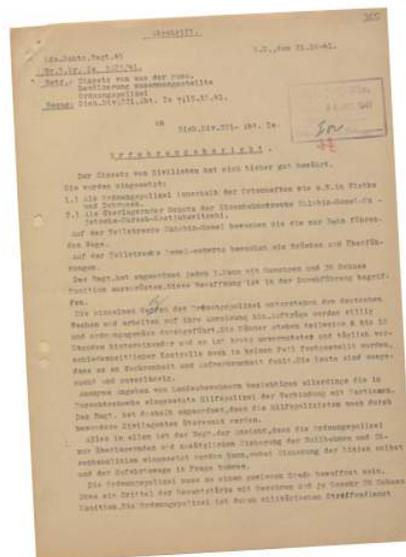
Die Erinnerungen von Marija Nikolajewna beleuchten, wie wichtig das Verhältnis der Rom:nja zur örtlichen Bevölkerung für das Überleben sein konnte: Gleich zweimal wurden ihre Eltern von Deutschen bedroht, und beide Male überlebten sie dank der Fürsprache ihrer Nachbarn. Dies galt allerdings nur zu Beginn der Besetzung, bevor die systematische Verfolgung der Rom:nja durch die Deutschen begann.

Früher lebten wir nomadisch, aber mein Großvater hatte ein Haus in einem Dorf im Gebiet Gomel. Das war für uns wie ein Heimatdorf. Mein Vater hatte eine sehr dunkle Haut. Eines Tages, als er vor dem Haus auf der Bank saß und rauchte, kamen Deutsche und nahmen ihn mit. Meine Mutter ging durch das Dorf, in alle Häuser, und jeder hat unterzeichnet, dass wir gute Leute sind und sehr fleißig arbeiten. Meine Eltern arbeiteten schon seit vielen Jahren in der Kolchose. Tatsächlich wurde mein Vater nach drei Tagen freigelassen. Die Roma aus dem Lager sagten meinem Vater: »Nikolaj, Du gehst nach Hause zurück, und wir werden getötet. Uns werden sie erschießen.« Danach ging er zu den Partisanen.

Zur »Überwachung der Bevölkerung hinsichtlich der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung« war die deutsche Besatzungsmacht auf einheimische Ordnungskräfte angewiesen.

Quelle: BArch RH 26-221/22 Blatt 725

Auch meine Mutter wurde eines Tages festgenommen. Sie hatte helle Haut, und die Deutschen glaubten, sie sei Jüdin. Aber sie hatte immer ihren Ausweis um den Hals, darin stand, dass sie Arbeiterin in der Kolchose ist. Auch die Nachbarn sagten den Deutschen: »Sie ist keine Jüdin, sie ist eine Romni, sie geht arbeiten«.



Damals wurden noch nicht alle Roma erschossen. Aber es gab die ersten Gerüchte.

Mein Vater hatte einen guten Freund. Er war Polizist und wohnte im selben Dorf. Dieser Polizist hat gesagt, dass die Deutschen kommen und Juden und Roma lebendig begraben.

Schließlich haben sie die ganze Familie meiner Mutter getötet. Meine Tanten, meine Cousins, meine Großmutter mütterlicherseits... Kinder, junge Frauen und alte Leute, alle haben sie getötet. Die Deutschen kamen mit Autos und nahmen sie mit. Die Mädchen haben sie misshandelt und dann auch erschossen. Meine Mutter und meine andere Großmutter haben irgendwie überlebt. Sie gingen zu den Partisanen. Dort trafen wir auch meinen Vater.

Dieser Bericht der deutschen Besatzer verdeutlicht, welch widersprüchliche Erfahrungen sie mit dem Einsatz örtlicher Zivilisten als »Hilfspolizei« machten: Von williger Kollaboration bis zu verdeckter Widerstandstätigkeit.

Quelle: BArch RH 26-221/22 Blatt 713

Wir litten an Hunger und Kälte. Die Mutter lief durch die Dörfer und bat um Essen. »Um Christi willen«, bat sie, »um der Kinder willen«. Die Leute kannten sie. Sie sammelte verfaulte Kartoffeln, Sauerampfer, Beeren auf dem Feld.

Marija Nikolajewna berichtet von einem Massengrab in der Nähe von Tschetschersk, das sie in der Vergangenheit besucht habe. »Dort wurden die Roma lebendig begraben. Man erzählt sich, dass sich die Erde drei Tage lang bewegt hat.«

Nach Angaben von Yad Vashem wurde in Tschetschersk schon bald nach dem Einmarsch der Deutschen ein Ghetto für die verbleibenden Jüdinnen und Juden errichtet, gleichzeitig eines für die Rom:nja. Im November und Dezember 1941 wurden alle in Tschetschersk noch lebenden Jüdinnen und Juden, zusammen mit den Rom:nja, in Panzergräben ermordet.

Das Projekt »Voices of the Jewish Settlements« hat außerdem folgenden Zeugenbericht über das Massaker in Tschetschersk veröffentlicht:

Der Sekundarschullehrer Iwan Makarowitsch Gorbatschow erinnerte sich:

»Am 28. Dezember 1941 um 14 Uhr trieben die Deutschen alle Juden und Roma auf die Straße. Es war sehr kalt, ungefähr 30 Grad unter Null. Die Menschen wurden in Kolonnen unter der verstärkten Begleitung der Deutschen und der Polizisten Soborominski, Koslow, Gintsir, Belkin und Tschumakow aus der Stadt zum Panzerabwehrgraben geführt. Viele gingen barfuß und ohne warme Kleidung. Die Menschen wurden zur Eile angehalten. In der Nähe des Grabens mussten sie sich ausziehen und wurden mit Schüssen in den Hinterkopf getötet. An diesem Tag wurden 432 Zivilisten ermordet. Nach dieser Massenexekution wurden noch weitere Roma und andere Menschen aus anderen Bezirken dort hingebacht und getötet. Bei Razzien wurden Juden gefunden und aus den Dörfern Osinowka, Salesje, Sagorje zum Grab gebracht. Hier sind etwa 700 Menschen getötet worden.«

Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Projekts »Voices of the Jewish Settlements«. Weitere Information:
http://shtetle.com/shtetls_gom/chechersk/chechersk_jew.html

Weitere Informationen zum Massaker in Tschetschersk:
https://en.wikipedia.org/wiki/The_Holocaust_in_Chachersk

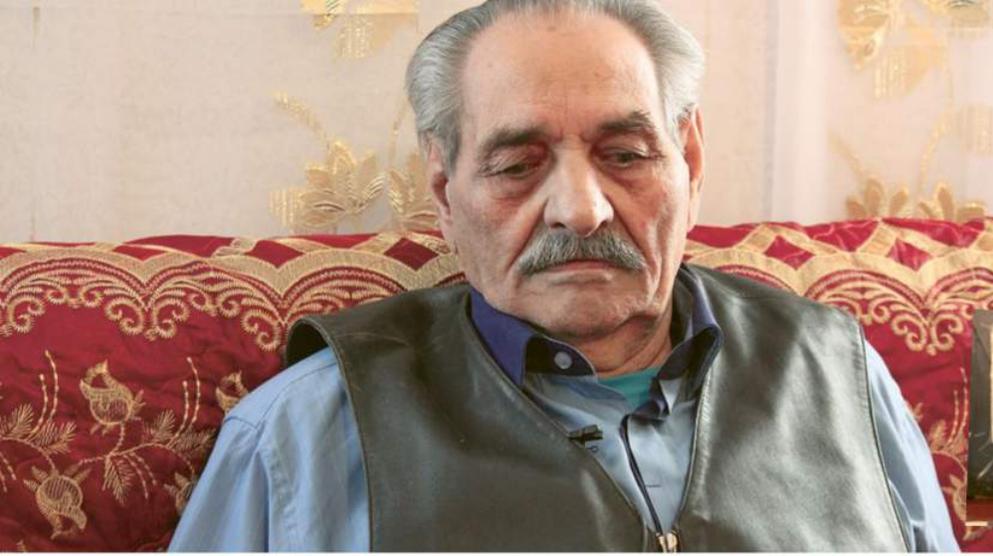


Quelle: Projekt »Voices of the Jewish Settlements«

»Sie haben die ganze Familie meiner Mutter getötet.«

MARIJA NIKOLAJEWNA
WASILJEWA
GEB. CA. 1936





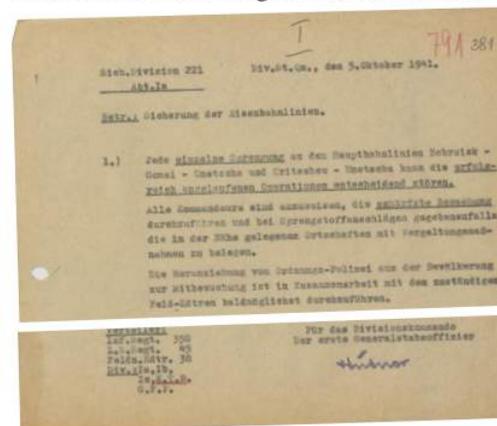
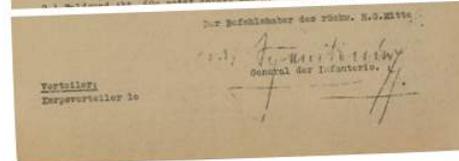
Nikolaj Afanasowitsch berichtet über seine beiden Brüder, die den Partisanen beitreten wollten, und warum nur einer aufgenommen wurde. Seine Familie lebte später in einem Familienlager, gemeinsam mit russischen und jüdischen Schutzsuchenden.

Anfangs haben uns die Deutschen nichts angetan. Aber dann kamen sie, irgendwann im Frühjahr, und nahmen uns die Pferde und das Vieh weg. Und im Sommer darauf haben sie angefangen, uns zu töten. Wir haben Berichte gehört, dass unweit von Gomel, direkt an einer Landstraße, deutsche Soldaten Frauen aus Roma-Familien erschossen. Darunter war auch die Mutter meiner späteren ersten Ehefrau. Ihr Vater wurde festgenommen, er saß im Gefängnis in Bobrujsk, mit vielen anderen Roma, und auch Russen. Die Deutschen, diese Bestien, haben sie bewacht. Aber ein Rom hat es geschafft, den Wachposten zu täuschen: Er sagte ihm, dass in der Zelle einer stirbt, der Deutsche machte die Tür auf – und zack, der Rom packte den Deutschen und erwürgte ihn... Alle flohen Richtung Gomel. Aber als die Frauen ihn holen wollten, wurden sie 20 Kilometer vor Gomel von einer Strafeinheit der Deutschen erwischt und erschossen.

Als die Deutschen anfangen, die Roma zu erschießen, ging mein Bruder Wolodja zu den Partisanen. Er war bei der Einheit »Nikolaj Gastello«.

Um von den Partisanen aufgenommen zu werden, musste man eine sogenannte Zunge mitbringen. So nannte man es damals, wenn man einen Gefangenen mitbrachte. Mein Bruder hat so jemanden mitgebracht. Einen Russen, der für die Deutschen arbeitete. Und so konnte sich mein Bruder den Partisanen anschließen. Dort hat er gekämpft. Er hat 12 Züge in die Luft gejagt. Mein ältester Bruder Wanja wollte auch zu den Partisanen, aber sie nahmen ihn nicht. Denn unsere Eltern waren

schon alt, und es gab sonst niemanden, der uns beschützte. Deswegen sollte Wanja bei uns bleiben. Später kamen meine Eltern mit uns und den anderen Kindern nach. Es gab ein Familienlager in der Nähe des Partisanenlagers. Dort waren auch Russen und einige wenige Juden. Es gab kaum etwas zu essen. Wenn die Partisanen Kühe mitbrachten, gab es etwas. Man musste stehlen gehen, Korn und verfaulte Kartoffeln auf dem Feld sammeln. Man ging auch ins Dorf, etwas kaufen oder erbetteln. Aber nur im Dunkeln. Sah man Deutsche, lief man schnell davon. Man wäre erschossen worden. Nach dem Krieg war es andersrum. Die Deutschen arbeiteten dann hier bei uns in Gomel, also die Kriegsgefangenen. Es gab viele von denen. Sie mussten Gomel wieder aufbauen. Unsere Leute taten denen nichts an, sie haben sie nicht getötet. Man gab ihnen zu essen. Als ich älter wurde, interessierte ich mich für die Geschichten, die ältere Roma über den Krieg erzählten. Ich erfuhr, dass die Nazis unser stolzes und freiheitsliebendes Volk zerstören und vom Erdboden wischen wollten. Und leider haben sie es größtenteils zerstört.



Diese Berichte der deutschen Besatzer verdeutlichen, wie bedrohlich sie die beständigen Angriffe von Partisan:innenverbänden auf die Eisenbahnanlagen empfanden.
Quelle: BArch RH 26-221/14

Für manche Interviewpartner war der Kontakt mit einem deutschen Rechercheteam nicht einfach. Mitunter war es die erste Begegnung mit Deutschen seit dem Zweiten Weltkrieg. Während wir sonst vor jedem Interview das Projekt erläuterten, ist dies bei Nikolaj Afanasowitsch Jewdokimow aufgrund eines Missverständnisses innerhalb des Projektteams nicht geschehen. Der Interviewpartner ging zu Beginn des Interviews davon aus er spräche mit Russ:innen, und reagierte schockiert, als er erfuhr, dass sie Deutsche waren. Wir geben den nachfolgenden Dialog mit seiner Frau Natascha wieder, die beim Interview unterstützte. Dieser Dialog wurde nicht sofort übersetzt, so dass die deutschen Projektmitglieder von dem Zwischenfall erst nach dem Interview erfuhren.

Nikolaj Afanasowitsch: *Sind das Deutsche? Sind das Deutsche? Raus aus dem Haus!*

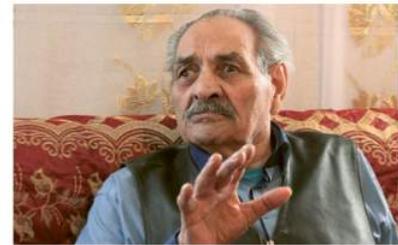
Natascha: *Ruhig, ruhig. Das ist ein deutsches Projekt, das sich mit der Geschichte des Genozid an Roma beschäftigt. Sie haben so etwas schon in Rumänien und in der Ukraine gemacht. Sie wollen, dass die Menschen über das Thema Bescheid wissen.*

Nikolaj Afanasowitsch: *Raus!*

Natascha zum Projektteam: *Man hätte das sofort sagen müssen, weil die Reaktion... Sie sehen ja. Er hat den Krieg überlebt, und es ist sehr schwer, sich daran zu erinnern. Deswegen sollten Sie sich nicht beleidigt fühlen.*

Zum Ehemann: *Ganz ruhig, okay? Es gibt unterschiedliche Menschen. Diese Menschen sind nicht daran schuld, was früher geschah. Sie wollen nun, dass alle erfahren, was während des Zweiten Weltkrieges geschah.*

Nikolaj Afanasowitsch willigte in die Fortsetzung des Interviews ein und bat seine Frau, den Gästen Brote und Tee aufzutischen.



»Sah man Deutsche, lief man schnell davon.«

NIKOLAJ AFANASOWITSCH
JEWDOKIMOW
GEB. CA. 1933



Nikolaj Afanasowitsch mit Artur Gomonow, stellv. Vorsitzender der Belarussischen Roma-Diaspora.





Die Mutter von Nikolaj Iwanowitsch wurde von den Deutschen wegen ihrer Verbindungen zu Partisanen gesucht und musste im Untergrund leben.

Nikolaj Iwanowitsch selbst überlebte in Obhut verschiedener Familien, die keine Rom:nja waren.

Bei der Zerstörung eines Dorfes wurde er von deutschen Soldaten schwer misshandelt.

Meine Mutter war eine tapfere Frau. Unter dem Boden unserer Hütte hat sie ein paar Wochen lang zwei Männer versteckt. Sie waren vor den Deutschen geflohen. Immer, wenn es Essen gab, habe ich sie herausgerufen. Ich war ja erst zwei Jahre alt und habe sie gerufen, so wie ich die Hühner zum Füttern anlockte: »Zip zip zip«. Meine Mutter hat eine Zeit lang bei den Deutschen gearbeitet. Sie hatten sie gezwungen, für sie zu kochen und ihre Wäsche zu waschen. Aber sie hatte einen guten Kontakt zu den Partisanen. Sie hat ihnen über einen Boten Informationen geschickt. Sie erzählte oft: »Am Tag waren die Deutschen im Dorf, und in der Nacht kamen die Partisanen, um herauszufinden, was passiert ist.«

Unsere Polizisten haben das aber herausbekommen und sie bei den Deutschen verraten.

Die setzten eine Belohnung auf sie aus. Einer der Polizisten, die sie bei den Deutschen verriet, wurde nach dem Krieg festgenommen. Er starb im Gefängnis.

Meine Mutter wurde mehrere Male festgenommen, konnte aber immer fliehen. Einmal wurde sie zusammen mit meinem Vater auf einen Pferdewagen gesetzt. Ein Russe, er hieß Iwan, sollte sie in ein anderes Dorf bringen, wo sie erschossen werden sollten. Mein Vater konnte diesen Iwan aber töten, und sie flohen. Später wurde mein Vater festgenommen. Die Leute erzählten, die Deutschen hätten ihn in einen Zug gesetzt und weggefahren. Wir haben nie mehr von ihm gehört. Ein anderes Mal wurde meine Mutter mit vielen anderen Menschen in eine große Scheune im Dorf Oskolkowo eingesperrt. Dort waren auch ganze Familien mit Kindern. Die Deutschen nahmen immer wieder welche heraus und erschossen sie. Nach einem Monat sind dann die Partisanen gekommen und haben sie befreit. Mich hatte meine Mutter während dieser Zeit bei russischen Familien zurückgelassen.



Einmal haben die Deutschen ein ganzes Dorf angezündet, weil in der Nähe Partisanen im Wald waren. Die russische Oma, bei der ich damals lebte, hat mich in der Sauna versteckt. Sie selbst wurde ermordet. Als die Deutschen mich entdeckten, haben sie mich mit Füßen so stark in den Bauch getreten, dass ich viele Jahre lang inkontinent war. Später haben mich die Partisanen gefunden.



Die von Nikolaj Iwanowitsch erwähnte zerstörte Ortschaft Baranowitschi, 1944.

Quelle: United States Holocaust Memorial Museum, mit freundlicher Genehmigung des Belarussischen Staatsarchivs für Dokumentarfilme und Fotografie

Ich hatte so viele Verwandte in Belarus. Sie wurden in Scheunen gesperrt und verbrannt. Vor allem im Bezirk Baranowitschi. Etwa 30 Menschen aus meiner Familie wurden von den Deutschen erschossen. Schwester, Tante, Großvater, Onkel. Nur mein Bruder, meine Schwester, meine Mutter und ich haben überlebt.

In Unetscha, im heutigen Russland, wurden 400 bis 500 Menschen erschossen. Mehrere Tage lang soll sich die Erde bewegt haben. Ein junger Mann ist aus dem Grab gekrochen und konnte sich bei seiner Großmutter verstecken.

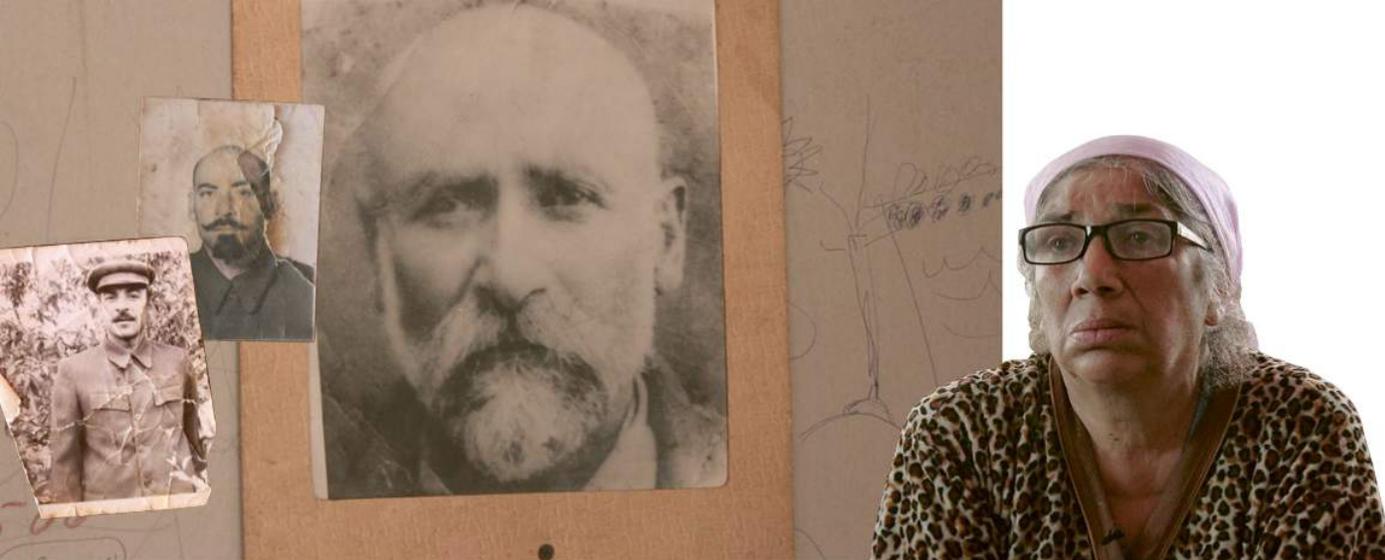
Die spätere Frau meines Onkels konnte von dort fliehen. Vor 20 oder 30 Jahren sind wir mit dem Auto dorthin gefahren und haben ein Kreuz errichtet. Nach dem Krieg kam meine Mutter zurück und nahm mich wieder zu sich. Sie war mehrfach verletzt worden, durch Kugeln und Bajonette, aber sie hatte überlebt. In der Sowjetunion war über diese Geschichte nichts in den Zeitungen zu lesen. Ich habe mit anderen Roma darüber gesprochen, aber in der Öffentlichkeit schwieg man darüber. Ich finde es aber wichtig, dass unsere Kinder davon erfahren. Damit sie in die Armee gehen und ihre Heimat schützen.

»Die Deutschen setzten eine Belohnung auf meine Mutter aus.«

NIKOLAJ IWANOWITSCH
LUKJANENKO
GEB. CA. 1940

Galina Iwanowna Lujkanenko, die jüngere Schwester von Nikolaj Iwanowitsch, mit einem Foto von sich selbst in jungen Jahren. Galina Iwanowna unterstützte das Interview und ergänzte, dass sie mit ihrer Mutter und zahlreichen anderen Rom:nja vermutlich im Jahre 1944 von Deutschen in eine Scheune gesperrt worden sei. Nach einigen Tagen wurde die Scheune angezündet. Einigen Rom:nja gelang es, die Holzwände zu durchschlagen und zu fliehen.





Im Gespräch mit Nina Iwanowna wird deutlich, wie ausführlich innerhalb ihrer Familie über die Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg gesprochen wurde, und wie lebendig diese Erinnerung bei den Kindern der Überlebenden ist. Nina Iwanowna spricht darüber, wie zahlreiche Familienangehörige mit Hilfe der Partisanen und der örtlichen Bevölkerung überlebten.

Am Anfang haben die Deutschen den Roma nichts getan. Einige sollen sogar freundlich zu den Kindern gewesen sein. Einmal kamen die Deutschen ins Haus und zeigten auf meinen Bruder und meinen Onkel. »Seid ihr Juden?«, fragten sie. Der Onkel antwortete »Nein, wir sind Roma.« Und sie haben nichts gemacht.

Meine Mutter meinte, die Polizisten hätten angefangen, die Roma bei den Deutschen zu verraten. Weil sie bei den Partisanen gekämpft haben. Und erst danach hätten die Deutschen die Roma erschossen. Meine Mutter erzählte mir viel darüber. Dass unsere Frauen in die Dörfer gingen, wo sie wahrsagten und bettelten, um Essen für die Kinder zu bekommen. Meine Tante ging auch mit ihren Kindern und noch einer Bekannten. Die Deutschen haben sie getroffen und alle vier erschossen. Die Frauen waren ja traditionell angezogen, man konnte sie erkennen. Als das anfang, ist meine Familie zu den Partisanen gegangen. Mein Onkel war dort, er war Aufklärer, hat auch Züge gesprengt. Ebenso meine Mutter, der Großvater, meine Cousine Tamara. Ich kann sie nicht alle aufzählen. Die Mehrheit ist zu den Partisanen gegangen, zur Belousow-Truppe. Diejenigen, die geblieben sind, wurden von den Deutschen ermordet. Der andere Onkel, der Bruder meines Vaters, war auch an der Front. Er kam nicht mehr zurück.

Die Partisanen haben sie ziemlich gut behandelt. Sie hungerten, aber die Dorfbewohner haben natürlich geholfen. Die älteren Menschen, die Frauen haben ihnen Lebensmittel gegeben. Manchmal gab es Pferdefleisch, und meine Mutter wollte das nicht essen. Immerhin ist für uns Roma ein Pferd der beste Freund. Gelebt haben die Roma dort in Laubhütten, so wie immer. Sie hatten ja zuvor schon nomadisch gelebt. Manchmal wurde der Ort gewechselt, weil die Partisanen woanders kämpfen mussten.



Die Mutter von Tamara Antonowna, Anna Fjodorowowna, war von den Deutschen verschleppt worden. Dieser Ausweis wurde in der Sowjetunion für ehemalige minderjährige KZ- und Ghettohäftlinge ausgestellt und gewährte Ermäßigungen und andere Vorteile.

Im Winter wohnte meine Mutter mit ihren Kindern und Verwandten bei Russen, mit denen sie befreundet war. Einmal kamen Polizisten in die Wohnung gegenüber und fragten eine Frau, wo ihr Mann sei. Der war bei den Partisanen, aber die Frau sagte, sie wisse nichts.

Da haben sie sie erschossen, und sogar das kleine Baby auf ihrem Arm. Ihr älterer Sohn hatte sich aber im Keller versteckt. Und er hat sich das Gesicht von diesem Polizisten gemerkt. Viele Jahre später, als er zum Militärdienst einberufen wurde, hat er diesen ehemaligen Polizisten auf der Militärkommission wieder erkannt. Er hat ihn angezeigt, meine Mutter war dann selbst Zeugin im Gerichtsverfahren, und der Mann kam ins Gefängnis.



Militärpass des Vaters von Tamara Antonowna, Anton Tarasowitsch Iwanow. In sowjetischen Dokumenten jener Zeit war damals die ethnische Zugehörigkeit der Ausweisinhaber vermerkt, hier auf der rechten Seite unter Punkt 2 als »zygan«.

Nina Iwanowna berichtet, dass zahlreiche Familienangehörige mit Hilfe der Belousow-Partisanen überlebten.

Diese Partisanengruppe begann ihre Operationen bereits im Juli 1941 auf dem Gebiet der Oblast Mogilew, im östlichen Belarus. Im Januar 1944 wurde die Einheit als 113. Partisanenregiment umgruppiert. Anführer war von Juli 1941 bis Januar 1944 Konstantin Michajlowitsch Belousow.

Am 30. Juni 1944 schloss sich das Regiment mit 920 Angehörigen, davon 57 Frauen, der Roten Armee an. 619 Angehörige wurden als Belaruss:innen, 223 als Russ:innen, 39 als Ukrainer:innen. 20 gehörten anderen Ethnien an.

НАГРАДНОЙ ЛИСТ

1. Фамилия, имя и отчество: БЕЛОУСОВ Константин Михайлович

2. Звание: старший лейтенант 3. Должность, часть: командир 6-й бригады

Представляется к ордену КРАСНОГО ЗНАМЕНИ

4. Год рождения: 1909 5. Национальность: Русский 6. Партийность: чл. ВКП(б)

7. Участие в гражданской войне, послужный список действий на войне СССР и во время Отечественной войны (где, когда): в октябре 1939 г. в должности ст. ад. штаба.

8. Имеет ли ранения и контузы в Отечественной войне: по билету

9. С какого времени в Красной Армии: с 1939 г.

10. С какого времени в партизанском отделе: с 4 июля 1941 г.

11. Чем ранее награжден (за какие подвиги): К. орденом

12. Адрес места рождения представляемого и награжденного и адрес его семьи: Свердловская обл., г. Альшеевск, в. Ивановская, д. 6-Б, кв. 3.

1. Краткое, конкретное изложение личного боевого подвига или заслуг:

Тов. БЕЛОУСОВ в условиях предельно острого наступления немцев в июле 1941 г. организовал партизанский отряд. Отряд, которым он командует, имеет на своем счету: уничтожено более 2500 немцев, автоматы и мотоциклы - 21, мотоцикл - 23, и.д. пути - 6 км., полартиллерийский и артиллерийский - 15, в том числе шашково, Бандаро, Кинжичовская и т.д. Далеко был отбит немецкий «П» и много другое.

Являясь командиром 6 бригады, тов. Белосов хорошо знает и выполняет работу в Могилеве, своевременно ликвидирует ценные результаты работы партизанской бригады среди населения Могилева, особенно женщин. Деловой, активный и энергичный партизан - 15, в том числе шашково, Бандаро, Кинжичовская и т.д. Далеко был отбит немецкий «П» и много другое.

Тов. БЕЛОУСОВ заслуживает представляемой награды - ордена КРАСНОГО ЗНАМЕНИ. Деловый.

НАЧАЛЬНИК МОГИЛЕВСКОГО ОБЛАСТНОГО ПАРТИЗАНСКОГО ДЕПАРТАМЕНТА М. Калинин (П. КАЛИНИН).

10 октября 1943г.

Quelle: Projekt »Partisanen von Belarus«,

<https://partizany.by/partisans/24384>.

Das Projekt wird vom Verlag »Belarus heute« und dem Nationalarchiv der Republik Belarus betrieben.

»Im Juli 1941 organisierte Genosse Belousow eine Partisaneneinheit unter den Bedingungen der anhaltenden deutschen Offensive. Die Einheit, die er befehligt, hat folgendes erreicht: Mehr als 2.500 Deutsche wurden getötet, 21 Autos und Motorräder vernichtet, 23 Brücken zerstört, Eisenbahnschienen – 6 Kilometer – gesprengt, 15 Polizei- und deutsche Garnisonen vernichtet, darunter Paschkowo, Wendrosch, Knjaschitsy, Zabawy usw., 9 entgleiste Züge und vieles mehr. Als Kommandeur der 6. Brigade hat Genosse Belousow die Geheimdienstarbeit in Mogilew gut aufgebaut und rechtzeitig wertvolle Informationen geliefert, um die Arbeit unter den feindlichen Truppen, insbesondere den Verrätern, zu organisieren. Das Überlaufen der Offizierskompanie der Gil-Einheit [ein Sonder-Bataillon des SD aus etwa 500 russischen Freiwilligen, Anm. Projektteam] zur Brigade ist das Ergebnis der erfolgreichen Arbeit des Genossen Belousow. Persönlicher Mut, militärische Kompetenz, Beharrlichkeit bei der Erfüllung der getroffenen Entscheidungen – das ist der Stil des Brigadekommandanten. Genosse Belousow verdient einen Regierungspreis, den Lenin-Orden.«

Unterzeichnet vom Leiter des belarussischen Hauptquartiers der Partisanenbewegung
P. Kalinin, 10. Oktober 1943

»Wer nicht zu den Partisanen ging, wurde ermordet.«

NINA IWANOWNA
JANKOWSKAJA
GEB. 1957



Zu den Interviews gesellten sich häufig auch Verwandte und Bekannte, die in der Nachbarschaft leben. Die Cousine von Nina Iwanowna, Tamara Antonowna Iwanowna, präsentierte uns zahlreiche Dokumente und Fotos aus dem Familienbesitz.





Der Völkermord an den Roma vollzog sich oftmals zeitlich versetzt im Anschluss an die Ermordung der jüdischen Bevölkerung, wie auch aus den Erinnerungen von Wasilij Iwanowitsch hervorgeht. Er berichtet zudem, wie seine Mutter als Kundschafterin für die Partisanen arbeitete, und wie die Dorfgemeinschaften darauf reagierten.

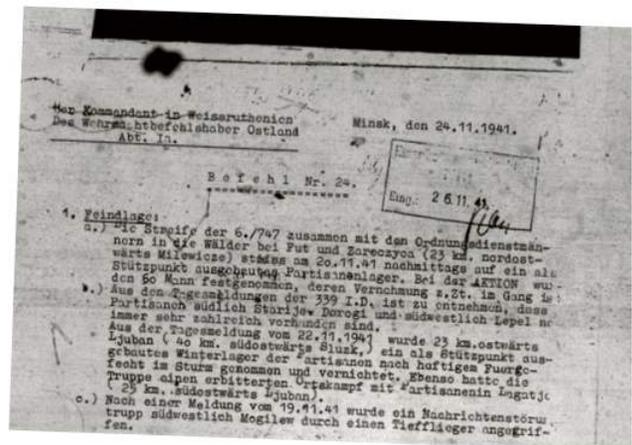
Wir lebten im Dorf Krywsk, in der Oblast Gomel. Mein Vater arbeitete in der Kolchose und handelte mit Pferden. Als die Deutschen in Gomel einmarschierten, forderten sie, dass alle getauft werden sollten. Wer nicht getauft war, galt als Kommunist. So wurde auch ich 1942 getauft. Zu Beginn des Krieges unternahmen die Deutschen noch nichts gegen die Roma. Die Juden haben sie gleich weggebracht. Aber von den Roma wollten sie, dass sie Musik machen und auf ihren Konzerten auftreten.

Ab Ende 1941, Anfang 1942 ging es auch mit den Roma los. Unser Großvater kam ins Gefängnis. Als er zurückkam, erzählte er uns, was dort den Kommunisten und Partisanen angetan wurde. Sie wurden grausam gefoltert. »Gott bewahre, dorthin zu kommen, lieber an Ort und Stelle erschossen werden«, sagte er.

Einmal stahlen einige Roma den Deutschen zwei Pferde, um sie zu den Partisanen zu bringen. Sie wurden von den Deutschen oder von Polizisten erschossen. Der eine von ihnen war schwarz, die Deutschen hielten ihn für einen Juden. Sie banden seine Füße am Sattel fest und schleiften ihn durchs ganze Dorf. »Hei Juda« riefen sie [auf Deutsch, Anm. Projektteam].

Mein Vater war ja auch bei den Partisanen, und meine Mutter war Kundschafterin. Sie ging wahrsagen, und sie erfuhr, wo die Deutschen sind, welche Waffen sie hatten, welche Polizisten sich schlecht benahmen usw. Sie berichtete darüber dem Vater. Die Leute im Dorf wussten das. Wenn jemand darüber geredet hätte, wären wir auch tot. Also ging unsere Mutter mit meinem älteren Bruder und mir zu einer Tante ins Nachbardorf.

Kurz danach kamen die Deutschen dorthin. Die Mutter lenkte sie ab und rief uns zu, dass wir wegrennen sollten. Die Deutschen schossen schon mit Maschinengewehren hinter uns her. Wir rannten bis zu einer Scheune, in der Russen und Roma versteckt waren. In der Nacht gingen die Roma raus und holten die Leichen der »Pferdediebe«, die die Deutschen erschossen hatten. Wie sich herausstellte, war einer davon mein Onkel. Heimlich wurden sie nachts beerdigt.



Wehrmachtsberichte wie dieser belegen das breite Ausmaß der Partisanentätigkeit in Belarus.

Quelle: Yad Vashem, Bestand M41, Akte 104

Kurz danach verließen wir das Dorf und lebten in Zelten im Wald, in der Nähe der Partisanen. Bevor es einen Kampf gab, warnte uns der Kommandeur. Bis zum Ende des Krieges versteckten wir uns in den Sümpfen rund um Gomel.
Für seine Partisanentätigkeit erhielt mein Vater Auszeichnungen. Er wurde auf einem Militärfriedhof beerdigt.

Sowjetische Partisanen in Belarus, 1943.
Quelle: Wikimedia (Russisches Staatsarchiv)



Wasilij Iwanowitsch nahm Bezug auf das Schicksal eines anderen Rom, der heute ebenfalls in Gomel lebt und den wir ebenfalls in dieser Ausstellung zeigen: Pawel Jewmenowitsch Gorbunow. Dessen Geschichte wird hier nur leicht variiert. Wir dokumentieren diese Stelle, weil sie für uns ein Zeichen ist, wie sehr die Rom:nja die Erinnerung an den Völkermord pflegen.

Nach dem Krieg erfuhr mein Vater, dass die ganze Familie seiner Schwiegermutter in der Gegend zwischen Nowosybkow und Koschany, im heutigen Russland, ermordet wurde. Die Deutschen hatten dort einen ganzen Tabor versammelt, 300 Menschen. Sie mussten Gräben ausgraben, alle wurden in einer Reihe aufgestellt, auch Kinder. Plötzlich kam der Bürgermeister angerannt. Zu den Deutschen sagte er: »Diese Frau hier ist keine Romni. Sie ist Russin, die einen Rom geheiratet hat. Lassen Sie sie gehen.« Sie hatte eine sehr helle Hautfarbe, und die Familie war schon lange im Dorf ansässig und genoss dort Respekt. Und so durfte sie gehen, mit ihren zwei Kindern, und sie konnte noch ihren Neffen mitnehmen. Kaum war sie ein paar Schritte vom Graben weg, fingen die Deutschen an, die anderen zu erschießen.

»Wir flüchteten in den Wald, zu den Partisanen.«

WASILIJ IWANOWITSCH
JEWDOKIMOW
GEB. 1939





Wera Michajlowna überlebte dank der Entschlusskraft und Gewitztheit ihrer Tante, die durch eine angebliche Ehe mit einem Russen und die behauptete Ansteckungsgefahr ihres Kindes eine deutsche Kontrolle passierte. Dennoch wurden ihre Eltern später ermordet. Die Erinnerungen beleuchten auch die häufig fatale Rolle der kollaborierenden Hilfspolizisten.



Als die Deutschen kamen, versteckte sich meine Familie in einem Wald in der Nähe unseres Dorfes. Sie bauten dort Zelte auf. Einige lebten in Erdhütten. Die Großmutter war das erste Opfer in der Familie. Die Deutschen holten sie und ihre schwangere Schwiegertochter ab. Die Oma wurde erschossen, ihre Schwiegertochter wurde freigelassen und kehrte nach Hause zurück. Meine Tante ging zu Fuß den weiten Weg aus Minsk, um uns zu helfen und mitzunehmen. Sie fand uns. Am Tag davor hatten die Deutschen alle Roma erschossen, aber wir hatten uns versteckt. Meine Tante sprach einen ortsansässigen Russen an und bat ihn, sie als seine Ehefrau auszugeben. Sie bot ihm Geld dafür. Mit dem Pferdekarren fuhren wir los: Die Tante, meine Mutter und die Kinder.



In unserem Dorf war ein deutscher Kontrollpunkt. Die Deutschen sagten: »Ausweis!« [Wera Jegorowa verwendet hier den deutschen Begriff, Anm. Projektteam] Und dieser Mann zeigte seinen Ausweis. Er behauptete, die Frau gehöre zu ihm. Meine Tante war sehr hübsch, hatte helle Haut, sie sah nicht aus wie eine Romni. Allen Kindern wurde ein Tuch um den Kopf gebunden. Als die Deutschen nach ihnen fragten, wurde ihnen geantwortet, die Kinder hätten Typhus. Oh, da sprangen die Deutschen zurück, weil sie Angst hatten, sich anzustecken. Sie ließen meine Tante schnell durch. So kamen wir an einen sicheren Ort.

Doch später ging meine schwangere Mutter mit ihrer Cousine in das Dorf Ostroschitski Gorodok, ungefähr 18 Kilometer hinter Minsk, um wahrzusagen. Sie übernachteten im Haus einer Frau, aßen, unterhielten sich und waren fröhlich.

Als sie am nächsten Morgen gingen, trafen sie Deutsche. »Ihr seid Partisanen«, sagten sie. Meine Mutter und meine Tante begannen, um ihr Leben zu betteln, und die Deutschen ließen sie gehen. Aber kurz darauf kamen Polizisten [Angehörige der von den Deutschen eingesetzten Hilfspolizei, Anm. Projektteam]. Kann sein, dass auch die Gestapo dabei war. Und sie sagten: »Das sind Partisanen!« Die beiden fingten wieder an zu betteln, aber es half nichts. Meine Mutter bat nur noch darum, dass man ihr mit einem Tuch die Augen verbindet. Und dann haben sie ihr in den Rücken geschossen und die beiden Frauen getötet.

Wir blieben bei meinem Vater. Eines Tages nahmen die Deutschen ihm das Pferd ab. Er ging ihnen hinterher, bat darum, dass sie ihm das Pferd zurückgeben. Da schlugen sie so sehr auf ihn ein, dass er kurz darauf starb.

Wir, vier Geschwister, sind zu Waisen geworden. Unsere Tanten und Onkel nahmen je ein Kind in ihre Familien auf. Mich zog meine Tante groß.

Drei Jahre nach dem Tod meiner Mutter ging meine Tante in das Haus, in dem meine Mutter zuletzt übernachtet hatte. Diese Frau dort sah meine Tante und war ganz erschrocken. »Gott, was ist das? Bist du etwa ihre Schwester?« Und sie begann, ihr alles zu erzählen.

Die Tante ließ meine Mutter ausgraben und sie ordentlich in einem Sarg auf dem Friedhof bestatten. Der Priester versammelte viele Leute aus dem Dorf.

Wenn ich heute ein Bild von meiner Mutter haben könnte ... ich würde viel Geld dafür geben. Denn ich erinnere mich ja nicht an sie, auch nicht an meinen Vater.

»Typhus! Oh, da sprangen die Deutschen zurück!«

WERA MICHAJLOWNA
JEGOROWA
GEB. 30.6.1943





In der Familie von Wiktor Wladimirowitsch wurde die Erinnerung an den Völkermord maßgeblich in Form eines Liedes erhalten: Ein Onkel wurde gemeinsam mit seiner Frau und seinem Kind von einer Erschießung verschont, nachdem er die Deutschen mit einem Lied überzeugt hatte, ihn nicht zu erschießen. Wiktor Wladimirowitsch berichtet auch über die besondere Rolle der Frauen, denen meist die Aufgabe zukam, in Dörfern Lebensmittel zu besorgen.

Die Roma haben gleich zu Beginn des Krieges erfahren, dass die Deutschen sie und die Juden ausrotten wollen. Als die ersten Familien, auch die Frauen, erschossen wurden. Viele Roma flohen in die Sümpfe und Wälder. Die Deutschen hatten Angst, ihnen dorthin zu folgen, und so blieben die Roma am Leben. Aber natürlich mussten sie manchmal ins Dorf, um Lebensmittel zu holen. Sie pflügten die Felder und bekamen dafür Kartoffeln. Oftmals ging nicht der ganze Tabor in die Dörfer, sondern nur einige Frauen. Ein paar von der einen Seite, ein paar von der anderen, damit es nicht so auffiel. Die Dorfbewohner haben die Roma nur sehr selten an die Deutschen verraten. Sie waren meist gutherzig zu den Roma.

Aber wenn die Deutschen sie sahen, dann schossen sie auf die Frauen. Es war ja nicht schwer für die Deutschen, sie an ihrer Kleidung zu erkennen. Und wenn eine Frau im Dorf wahr sagte, wussten die Deutschen, dass irgendwo in der Nähe ein Tabor ist. Und so wurde eines Tages der Tabor meines Onkels festgenommen. Mein Vater erzählte mir davon. Der Tabor war in der Gomeler Region, im Bezirk Kostjukowitschi.

Alle wurden an die Wand gestellt, um sie zu erschießen. Auch seine Frau, sein kleines Kind,

seine Eltern, Brüder und Schwestern. Dieser Onkel konnte gut singen. Und er bat einen deutschen Offizier, zum letzten Mal ein Lied singen zu dürfen. Der Offizier erlaubte das. Da mein Onkel sehr klein war, stieg er auf einen Baumstumpf und sang. Dem Offizier hat das gefallen, und er beschloss, das Leben des Onkels zu verschonen. Aber mein Onkel wollte nicht alleine bleiben. Und er hat den Offizier gebeten: »Du hast mir das Leben gerettet, rette noch das Leben einer anderen Person«. Der Offizier antwortete:

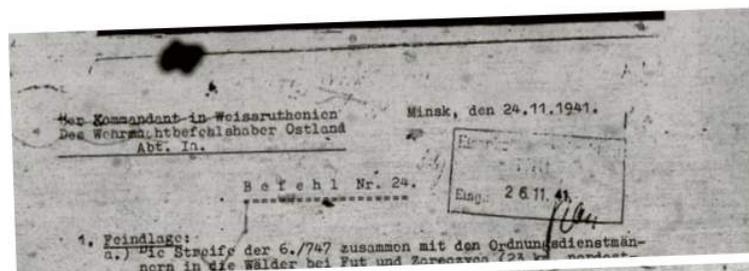
»Du kannst eine Person aus der ganzen Familie wählen«. Und er wählte seine Frau und das Kind. Die anderen wurden direkt vor seinen Augen erschossen.

Der Onkel bekam später noch weitere Kinder und Enkel. Und jedes Mal, wenn die Familie an Feiertagen zusammenkam, stand mein Onkel auf und sang dieses Lied. Er sang es das ganze Leben, nur an den Feiertagen. Es geht darin um Familie, Freunde und Verwandte.

Ich habe ihn selbst singen hören. Deshalb habe ich von allen Erzählungen über den Krieg diese am besten behalten.

Einer von zahlreichen Befehlen, in denen neben der Ermordung von Jüdinnen und Juden ausdrücklich auch die Ermordung von Rom:nja gefordert wird.

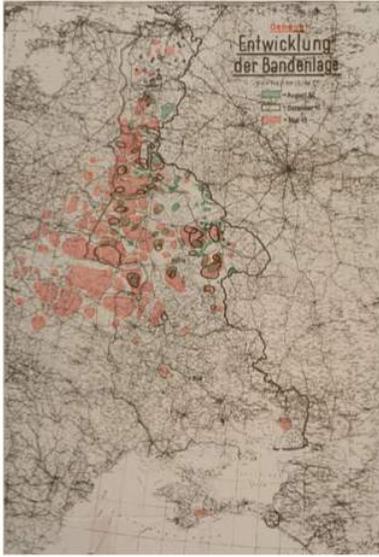
Quelle: Yad Vashem, Bestand M41, Akte 104



1. Feindlage:
a.) Die Streife der 6./747 zusammen mit den Ordnungsdienstmannern in die Wälder bei Put und Zarewan 721 ...

4. Partisanenbekämpfung:
Den Einheiten bis zu den Bataillonen gehen Richtlinien zur Partisanenbekämpfung vom O.K.H. zu.

5. Juden und Zigeuner:
siehe Befehl Nr. 9 vom 28.9.41 Ziffer 6, Nr. 11 vom 4.10.1941 Ziffer 2 b, Nr. 13 vom 10.10.1941 Ziffer 18. Wie in vorstehenden Befehlen angeordnet, müssen die Juden vom flachen Lande verschwinden und auch die Zigeuner vernichtet werden. Die Durchführung grösserer Jüdenaktionen ist nicht Aufgabe der Einheiten der Division. Sie werden durch die zivile- oder Polizeibehörde durchgeführt, gegebenenfalls durch den Kommandanten in Weisaruthonien angeordnet, wenn ihm dazu besondere Einheiten zur Verfügung stehen, oder aber aus Sicherheitsgründen und bei Kollektivmassnahmen. Wo kleinere oder grössere Jüdengruppen auf dem Lande angetroffen werden, können sie entweder selbst erledigt, oder aber in Ghettos an einzelnen grösseren Orten, die hierzu bestimmt worden, zusammengebracht werden, wo sie dann der Zivilverwaltung bzw. dem S.-D. zu übergeben sind. Bei grösseren Aktionen dieser Art ist vorher die zivile Verwaltung in Kenntnis zu setzen.



Von den Deutschen erstellte
Übersicht über die Tätigkeit von
Partisanengruppen zwischen
August 1942 und Mai 1943.

Quelle: United States Holocaust
Memorial Museum, mit freundlicher
Genehmigung der National Archives and
Records Administration, College Park

Vater und Großvater von Wiktor
Wladimirowitsch wurden beide zur
Armee eingezogen. Der Vater diente als
Aufklärer, Maschinengewehrschütze
und Kanonier, ihm wurden mehrere
Orden verliehen.



**»Wenn die
Deutschen sie
sahen, dann
schossen sie
auf die
Frauen.«**

WIKTOR WLADIMIROWITSCH
MURATSCHKOWSKI
GEB. 1963



Deutsche Truppen bei einem
Einsatz gegen Partisanen,
Belarus, 1944.

Quelle: United States Holocaust
Memorial Museum, mit
freundlicher Genehmigung des
Belarussischen Staatsarchivs für
Dokumentarfilme und Fotografie





Die Eltern von Sawelij Saweljewitsch Sulimowski überlebten beide den Krieg – der eine als Rotarmist, der 1945 in Deutschland eine Rom:nja-Familie besuchte, die andere als Zwangsarbeiterin in einem Lager. Aus Sawelij Saweljewitschs Bericht geht auch hervor, dass manche Rom:nja die Gefahr durch die Deutschen nicht ahnten: Seine im Untergrund kämpfende Großmutter versuchte vergeblich, einen Tabor zur Flucht zu bewegen, und wurde schließlich selbst erschossen.

Mein Vater war eine echte Seltenheit. Er entstammte einer adligen Familie, er hatte das Gymnasium abgeschlossen. Mein Großvater hatte einen großen Hof im Dorf Ostjor, in der Region Tschernihiw, heute gehört das zur Ukraine. Ihm gehörte fast die Hälfte des Dorfes. 1936 wurde er entkulakisiert [als sog. Kulak enteignet, Anm. Projektteam]. Und meine Oma war die Kolchosvorsitzende im Ort Losowaja.

1939 wurde mein Vater zur Armee einberufen. Er war an der Schlacht im Kursker Bogen, in der Tschechoslowakei und kam bis nach Deutschland. Zuletzt diente er als Feldwebel.

Von dort hat er mir eine Geschichte erzählt: Es war Ostern 1945, und der Kommandeur hatte irgendwelche Kontakte zu deutschen Roma. Er war selbst zur Hälfte Rom. Und mein Vater hat darum gebeten, zu diesen Roma gehen zu dürfen. »Es ist gefährlich, hast du keine Angst?« wurde er gefragt. Er hat geantwortet, dass er nichts zu fürchten habe. Der Kommandeur hat die Verantwortung übernommen und ihn gehen lassen.

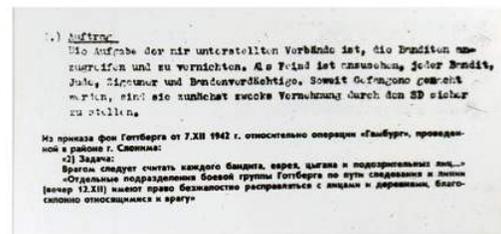
Als er das Haus der Roma betrat, waren die ganz erschrocken. Er hatte ja eine Uniform an. Dann hat er sich vorgestellt und fing an, auf Romanes zu reden und ihnen zu Ostern zu gratulieren. Da haben sie sich beruhigt und ihn freundlich begrüßt. Am Ende lag er ihnen so am Herzen, dass sie ihn gar nicht mehr gehen lassen wollten. »Bleib bei uns«, meinten sie. Aber er: »Wie kann ich denn bleiben, ich bin doch Soldat.«

Mein Vater kam erst 1946 wieder nach Hause. Aber dort war kaum noch einer am Leben geblieben. Die Familie bestand aus 300 Menschen. Meine Großmutter Marija war ja Kommunistin. Die Deutschen suchten nach ihr, und sie kämpfte weiter im Untergrund.

Zu ihren Verwandten sagte sie: »Versteckt Euch, oder die Deutschen werden Euch erschießen.« Aber man hat ihr geantwortet: »Marija, aber sie haben ja den Russen nichts getan, wieso sollten sie uns etwas antun?« Sie erklärte ihnen: »Ihr seid Roma, ihr solltet fliehen!« Aber man hat ihr nicht geglaubt. Und dann kamen die Deutschen, wie zur Treibjagd.



Die Großeltern von Sawelij Saweljewitsch



Befehl des SS- und Polizeiführers im Generalbezirk »Weißruthenien« und Führers der »Kampfgruppe Gottberg«, Curt von Gottberg, vom 7.12.1942 zur Durchführung der Antipartisanen-Aktion mit dem Codenamen »Hamburg«. In dieser, wie auch in unzähligen anderen Aktionen dieser Art, wurden Tausende von Zivilist:innen ermordet. Quelle: Museum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges, Minsk

Aus ihrem Versteck sah sie, wie ihre Familie zum Erschießen geführt wurde. Das hat sie nicht ausgehalten, sie ist aufgesprungen und zu ihnen gelaufen. Sie wurde an Ort und Stelle erschossen. Auch die anderen Verwandten wurden erschossen, entweder gleich dort, oder sie wurden nach Babyn Jar gebracht und dort erschossen.

Meine Mutter überlebte den Krieg gemeinsam mit ihrem Vater im Lager, in der Nähe von Gomel. Dort musste sie Zwangsarbeit leisten. Sie war damals erst 10 oder 11 Jahre alt. Sie wurden aufgegriffen und sollten erschossen werden. Die Deutschen erkannten sie ja leicht am Aussehen. Wenn Du so dunkel bist, bist Du entweder Jude oder Rom [schmuntzelt, Anm. Projektteam]. Aber in letzter Minute verschonte man sie. In dem Lager blieben sie ungefähr ein Jahr lang.

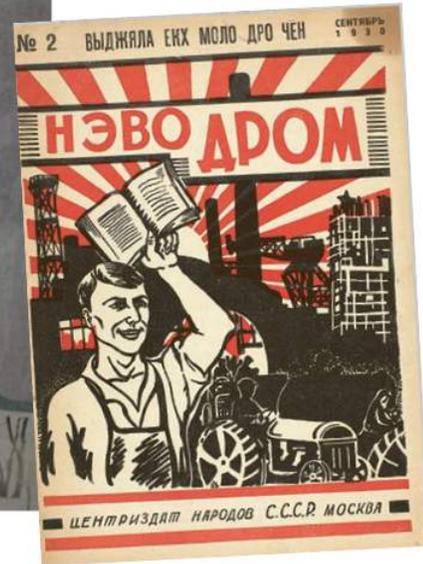
»Meine Großmutter sagte zu ihren Verwandten: ›Versteckt euch, oder die Deutschen werden euch erschießen.«

SAWELIJ SAWELJEWITSCH
SULIMOWSKIJ
GEB. 30.9.1960



Quelle: Museum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges, Minsk





Titelbild der romanessprachigen Zeitschrift »Newo Drom« (Neuer Weg), 1930. Ein erheblicher Teil der Zeitschrift bestand aus der Übersetzung von Propagandaartikeln aus dem Russischen ins kyrillische Romanes. Die Publikation romanessprachiger Literatur wurde 1939 eingestellt.

Erstmals erwähnt wurden Rom:nja in einem Schreiben des litauischen Großfürsten Alexander, der 1501 auf die »althergebrachten Rechte« der Rom:nja hinwies: Das Recht, innerhalb des Staates zu wandern. Bei dieser Toleranz blieb es allerdings nicht. Im Lauf der Jahrhunderte übten die verschiedenen Mächte – die polnisch-litauische Union, das zaristische Russland und die Sowjetmacht – Druck auf Rom:nja aus, sesshaft zu werden.

Die Mehrheit der Rom:nja hielt jedoch an einem seminomadischen Lebensstil fest: Im Sommer wurde gewandert. Dabei waren die Rom:nja in sogenannten »Tabors« organisiert, Gruppen von bis zu 50 Mitgliedern aus mehreren Familien, die auf Pferdewagen ihr gesamtes Hab und Gut mitnahmen. Übernachtet wurde in den Wagen bzw. in Zelten. Die Männer handelten mit Pferden und verstanden sich auf deren Behandlung, teilweise züchteten sie auch Pferde. Frauen boten häufig ihre Dienste als Wahrsagerinnen – und Übermittlerinnen von Neuigkeiten – an, außerdem kannten sie sich meist mit Heilkräutern aus. Auch Musik und Schaustellerei gehörten zu den Angeboten der Rom:nja, mit denen sie elementare Bedürfnisse der Dörfer erfüllten, in deren Nähe sie ihr Lager aufschlugen. In der Regel waren die Routen immer die gleichen.

Im Winter wurde Quartier in Dörfern genommen. Statt Miete zu zahlen halfen Rom:nja auf dem Hof und stellten ihre Pferde zur Verfügung. Im Winter waren Rom:nja nicht nur wirtschaftlich, sondern auch kulturell in das Leben der Mehrheitsgesellschaft eingebunden. Davon zeugt ihre Beteiligung an saisonalen Festen. Interethnische Ehen waren keine Seltenheit, slawische Waisenkinder wurden häufig von Rom:nja adoptiert.

Gleichzeitig gab es auch zahlreiche gegenseitige Klischees.

Die belarussische Historikerin und Ethnologin Volha Bartash schreibt, dass Rom:nja die Bäuerinnen und Bauern häufig als Geizhalse ansahen, während diese Rom:nja vorwarfen, areligiös zu sein und beim Handeln die Bäuerinnen und Bauern auszutricksen.

Rom:nja und Nicht-Rom:nja waren sich fremd und vertraut zugleich – wie sich dieses widersprüchliche Verhältnis konkret ausgestaltete, konnte sich während der deutschen Besetzung als überlebensrelevant erweisen.

Die sozioökonomische Umgestaltung der sowjetischen Gesellschaft übte in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg einen erheblichen



Plakat des Tonspielfilms »Der letzte Tabor« (Mosfilm 1935). Der Film pries den Willen der Rom:nja zur Integration in die Kolchoseordnung.



Roma-Kolchose »Nowa Drom«: Eine Romni am Steuer eines Traktors, 1936 (Russland)

Quelle: Staatliches zentrales Museum für zeitgenössische Geschichte Russlands

Anpassungsdruck auf die nomadische Lebensweise aus, weil diese wirtschaftlich auf die dörfliche Gemeinschaft, nicht aber auf Großkolchosen und Fabriken ausgerichtet war. Dennoch scheiterten auch die sowjetischen Versuche der Sesshaftmachung weitgehend. Es wurden zwar einige Rom:nja-Genossenschaften und -Kolchosen gegründet, um, wie die Propaganda es darstellte, »rückständige« Rom:nja in produktive sowjetische Bürger:innen zu verwandeln. Dem Historiker Martin Holler zufolge wurden aber überwiegend jene Rom:nja darin organisiert, die ohnehin schon sesshaft gewesen waren. Die kulturelle Förderung der Rom:nja – Einführung eines Romanes-Alphabets auf Kyrillisch, Rom:nja-Schulen usw. – war nur kurzlebig. Von den Stalinschen Repressionen waren auch Rom:nja betroffen, sowohl sesshafte Landbesitzer als auch insbesondere nomadische Rom:nja ausländischer Nationalität, die vielfach nach Sibirien deportiert wurden.

Wie viele Rom:nja vor dem Einmarsch der Wehrmacht in Belarus lebten, kann nicht seriös geschätzt werden.

Die Volkszählung vom Januar 1939 erfasste 3632 Rom:nja. Manche Rom:nja ließen sich allerdings mit russischer, belarussischer oder ukrainischer Volkszugehörigkeit registrieren. Zudem ist die Zahl der Rom:nja (»Polska Roma«) in den ostpolnischen Gebieten, die im September 1939 an die Belarussische Sowjetrepublik angeschlossen wurden, unbekannt. Die meisten von ihnen pflegten ebenfalls eine seminomadische Lebensweise. Generell waren und sind Rom:nja auch in Belarus keine homogene kulturelle Gruppe, sondern gliedern sich in mehrere Gruppen auf, mit erheblichen Unterschieden in Tradition, Sprache und Lebensführung.



Romni-Lehrerin erläutert Kolchosearbeiter:innen Parteibeschluss, 1938.

Quelle: Staatliches zentrales Museum für zeitgenössische Geschichte Russlands



Ernte in der Kolchose »Arbeit der Roma«, 1931.

Quelle: Staatliches zentrales Museum für zeitgenössische Geschichte Russlands

Rom:nja in Belarus vor dem Zweiten Weltkrieg

Eine Gruppe von Rom:nja besucht Alphabetisierungskurse in Charkiw (Ukraine), 1934.

Quelle: Zentralstaatliches Film-, Foto und Tonarchiv der Ukraine G. S. Pschenytschnyi



Rom:nja-Schule

Quelle: Staatliches zentrales Museum für zeitgenössische Geschichte Russlands



bei jeder Inf.- und Pz.-Kompanie ist eine Ski-Abteilung in Stärke von 25 Mann (2 Gruppen unter Führung eines Offiziers) aufzustellen. Die Ausrüstung mit Skiern und Stöcken ist in die Wege geleitet und wird durch Bekanntgabe in den besonderen Anordnungen erledigt. Soweit Ski-Ausrüstungen schon vorhanden oder zugewiesen sind, ist mit der Ausbildung und Zusammenstellung der Ski-Gruppen zu beginnen.

4. **Partisanenbekämpfung:**
Den Einheiten bis zu den Bataillonen gehen Richtlinien zur Partisanenbekämpfung vom O.K.H. zu.

5. **Juden und Zigeuner:** (siehe Befehl Nr. 9 vom 28.9.41 Ziffer 6, Nr. 11 vom 4.10.1941 Ziffer 2 b, Nr. 13 vom 10.10.1941 Ziffer 18. Wie in vorstehenden Befehlen angeordnet, müssen die Juden vom flachen Lande verschwinden, oder auch die Zigeuner vernichtet werden. Die Durchführung grösserer Judenaktionen ist nicht Aufgabe der Einheiten der Division. Sie werden durch die zivile- oder Polizeibehörde durchgeführt, gegebenenfalls durch die Kommandanten in Weisruthenien angeordnet, wenn ihm dazu besondere Einheiten zur Verfügung stehen, oder aber aus Sicherheitsgründen und bei Kollektivmassnahmen. Wo kleinere oder grössere Judengruppen auf dem Lande angetroffen werden, können sie entweder selbst erledigt, oder aber in Ghettos an einzelnen grösseren Orten, die hierzu bestimmt worden, zusammengebracht werden, wo sie dann der Zivilverwaltung bzw. dem S.-D. zu übergeben sind. Bei grösseren Aktionen dieser Art ist vorher die zivile Verwaltung in Kenntnis zu setzen.



Karte: Peter Palm, Berlin

Die deutschen Besatzer haben in Belarus mindestens 3000 Rom:nja ermordet – diese Zahl nennt der Historiker Christian Gerlach als Ergebnis seiner Forschungen. Die genaue Zahl ist mit Sicherheit viel höher, wird sich aber kaum jemals exakt bestimmen lassen: Zu unpräzise sind die von den Deutschen selbst angefertigten Unterlagen, zu unvollständig wurden die sowjetischen Untersuchungsberichte ausgewertet, zu selten Zeitzeug:innen befragt. Zu den in Belarus Ermordeten kommen noch einige Hundert Rom:nja, die nach Auschwitz oder in andere Konzentrationslager verschleppt und fast alle dort ermordet wurden.

Belarus war unter deutscher Besetzung kein einheitliches Verwaltungsgebiet, sondern aufgeteilt in sechs verschiedene Besetzungszonen. Die größten waren das rückwärtige Heeresgebiet (unter Militärverwaltung) und das Generalkommissariat Weißruthenien, das wiederum einen Teil des Reichskommissariates Ostland darstellte.

Eine zentrale Anweisung aus Berlin, alle Rom:nja zu töten, ist nicht überliefert. Allerdings haben Wehrmachtbefehlshaber ebenso wie die Zivilverwaltung bereits zu Beginn der Besetzung mehrfach die Ermordung der nomadisch lebenden Rom:nja angeordnet.

Der Wehrmachtbefehlshaber in »Weißruthenien« verfügte am 10. Oktober 1941: »Zigeuner sind bei Aufgreifen sofort an Ort und Stelle zu erschießen.« Dieser Befehl wurde wenige Wochen später bekräftigt: »...wie in vorstehenden Befehlen angeordnet, müssen die Juden vom flachen Lande verschwinden und auch die Zigeuner vernichtet werden.« Nach Übergabe des westlichen Teils des besetzten Gebietes an die Zivilverwaltung bestätigte der neue »Reichskommissar für das Ostland«, Heinrich Lohse, »die im Lande umherirrenden Zigeuner« sollten »in der Behandlung den Juden gleichgestellt werden.« Die ersten Morde durch die Einsatzgruppen (bestehend aus dem Sicherheitsdienst der SS und Polizeiangehörigen) sind für Spätsommer 1941 nachgewiesen. Aber auch Einheiten der Wehrmacht begannen im Herbst 1941 damit, Rom:nja zu erschießen oder sie den Einsatzgruppen zu überstellen.

Dem Historiker Martin Holler zufolge begann 1942 die systematische Vernichtung der Rom:nja, sowohl im Gebiet der Militärverwaltung als auch den »zivil« verwalteten Besatzungsgebieten.

Quelle: BArch RH 26-221/22 DK 528

423

Auszug 2

Auszug aus dem Kommandanturbefehl Nr. 25
der Feldkommandantur 528 (V).

Rogatschew, den 8. Oktober 1941.

2) **Streifendienst:**
Die F.K. setzt mit sofortiger Wirkung folgenden Streifendienst ein:
1) 2 Pz.Bat. auf der Strasse Bobruisk - Rogatschew

424

- 2 -

6) **Zigeuner:**
Auf die Internierung der Zigeuner wird nochmals hingewiesen (Kommandanturbefehl Nr. 14, Seite 3). Stl. Gegenstände, bei denen das Eigentum der Zigeuner nicht einwandfrei nachgewiesen werden kann, sind als Plünderungs- oder Diebesgut zu betrachten. Dieses Plünderungs- bzw. Diebesgut ist, soweit es keine Verwertung für die Truppe finden kann, dem zuständigen Rayonbürgermeister zur Verwertung für die Zivilbevölkerung zur Verfügung zu stellen. Das gilt insbesondere auch für Vieh. Wird Plünderungs- oder Diebesgut festgestellt, so sind die betr. Zigeuner (sämtl. Beteiligte) zu erschiessen.
Im übrigen sind sämtliche Zigeuner wie die Juden in einem Zwangsarbeitslager zu internieren. Sie sind jedoch von den Juden getrennt zu halten.

7) **Fernspruch der Sich.Div. 221 Nr. 2131**

Einwohner:innen der Stadt Glubokie bei der Zwangsarbeit

Quelle: Museum der Geschichte des
Großen Vaterländischen Krieges, Minsk



Im Gebiet der Zivilverwaltung wurden die Morde in der Regel von der deutschen Gendarmerie durchgeführt, teilweise mit Hilfe »weißruthenischer« Polizeikräfte oder auch litauischer und lettischer Einheiten. In manchen Ortschaften wurden Rom:nja an den gleichen Orten umgebracht wie die jüdische Bevölkerung, meist nach dieser, manchmal vor ihr. Im Ghetto Gorodischtsche wurden rund 100 Rom:nja im gleichen Ghetto zusammen mit Jüdinnen und Juden eingesperrt.

Im November 1941 wurden die Erwachsenen erschossen, die Kinder erschlagen.

Die Deutschen stellten die Rom:nja pauschal als Partisanenhelfer:innen, bezichtigten sie der Spionage oder bezeichneten sie als »unzuverlässige Elemente«. Der rassistische Charakter der Morde erweist sich allerdings

Erinnerungen jüdischer Überlebender an ein Massaker an rund 100 Rom:nja in Glubokie, Dezember 1941

»Die Roma in der Umgebung litten genauso wie die Juden. Nicht für irgendwelche Vergehen, sondern einfach nur, weil sie Roma waren. Sie wurden ebenfalls Ende 1941 vernichtet. Die örtliche Polizei fand sie in der Umgebung, in den benachbarten Wäldern und Dörfern, brachte sie in die Stadt und tötete sie.

Im Dezember 1941 brachten sie eine Gruppe von 100 Roma. Vor der Erschießung wurden sie nackt ausgezogen und mussten eine Zeitlang in der bitteren Kälte stehen. Ihre Kinder wurden nackt aufs Eis gesetzt. Sie liefen blau an. Ihre Gesichter erfroren, so dass sie nicht weinen konnten. Sie wurden ganz steif vor Kälte. Die meisten starben schon bald. Andere Kinder hielten länger durch, aber das verlängerte nur ihre Schmerzen.

Die Eltern der Kinder, vor allem die Mütter, schrien und jammerten, sie flehten das Todeskommando an, die Kinder zu erschießen, damit sie nicht länger ansehen mussten, wie sie nackt im Schnee liegen und leiden.

Nachdem die Deutschen sich daran erfreut hatten, ihre Opfer zu verspotten, trieben sie die Roma in den Wald. Sie waren nackt und mussten ihre gefrorenen, toten Kinder mit sich ziehen. Dort, an den offenen Gruben, befahlen die Mörder ihnen zu singen, zu tanzen, zu springen, zu klatschen usw. Während sie so auftraten, wurden sie mit Peitschen geschlagen...

Quelle: The Destruction of Globokie (Hlybokaye, Belarus). Translation of Khurbn Glubok / Eds. M. and Z. Rajak, Former residents' association in Argentina. – Buenos Aires, 1956

Genozid an Rom:nja in Belarus: Tausende Morde und offene Fragen

schon dadurch, dass meist alle Mitglieder eines Tabors, selbst Kinder, erschossen wurden. Hingegen kam es vor, dass Angehörige mit slawischem Hintergrund verschont blieben.

In einem Lagebericht leitender Feldpolizeidirektoren vom 25. 8. 1942 an alle Heeresgruppen werden diese Massenmorde an Unschuldigen offen gefordert: »Würde nur ein Teil dieser Zigeuner bestraft werden, die als Helfer von Freischärlern verdächtigt werden oder überführt worden sind, dann würden sich die anderen nur noch feindseliger gegenüber den deutschen Truppen verhalten und die Unterstützung der Freischärler erheblich zunehmen. Daher ist es notwendig, diese Banden schonungslos auszumerzen.«

Bei jeder Inf.- und Pl.-Kompanie ist eine Ski-Abteilung in Stärke von 25 Mann (2 Gruppen unter Führung eines Offiziers) aufzustellen. Die Ausrüstung mit Skiern und Stöcken ist in die Wege geleitet und wird durch Bekanntgabe in den besonderen Anordnungen erledigt. Soweit Ski-Ausrüstungen schon vorhanden oder zugewiesen sind, ist mit der Ausbildung und Zusammenstellung der Ski-Gruppen zu beginnen.

4. Partisanenbekämpfung:
Den Einheiten bis zu den Bataillonen gehen Richtlinien zur Partisanenbekämpfung vom O.K.H. zu.

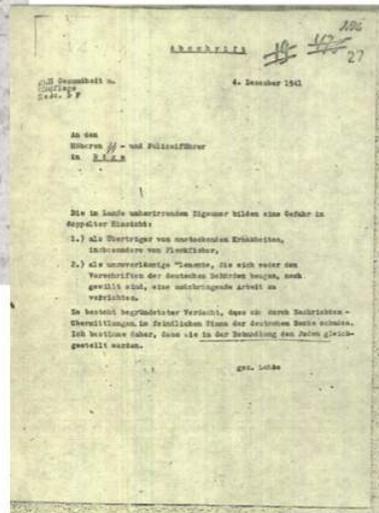
5. Juden und Zigeuner: (siehe Befehl Nr. 9 vom 28.9.41 Ziffer 6, Nr. 11 vom 4.10.1941 Ziffer 2 b, Nr. 13 vom 10.10.1941 Ziffer 18. Wie in vorstehenden Befehlen angeordnet, müssen die Juden vom flachen Lande verschwinden und auch die Zigeuner vernichtet werden. Die Durchführung grösserer Judenaktionen ist nicht Aufgabe der Einheiten der Division. Sie werden durch die zivile- oder Polizeibehörde durchgeführt, gegebenenfalls durch den Kommandanten in Weisungen angeordnet, wenn ihm dazu besondere Einheiten zur Verfügung stehen, oder aber aus Sicherheitsgründen und bei Kollektivmassnahmen. Wo kleinere oder grössere Judengruppen auf dem Lande angetroffen werden, können sie entweder selbst erledigt, oder aber in Ghettos an einzelnen grösseren Orten, die hierzu bestimmt worden, zusammengebracht werden, wo sie dann der Zivilverwaltung bzw. dem S.-D. zu übergeben sind. Bei grösseren Aktionen dieser Art ist vorher die zivile Verwaltung in Kenntnis zu setzen.

Soweit die Deutschen ihre Mordaktionen erfassten, wurden oftmals nur sehr allgemeine Angaben zu den Opfern gemacht. Wenn etwa die Einsatzgruppe B im Oktober 1941 die »Sonderbehandlung« von 812 Personen meldete, die sie als »rassisch und geistig minderwertige Elemente« bezeichnete, oder als »Saboteure und Plünderer«, ist anzunehmen, dass unter diesen Opfern auch Rom:nja waren; ebenso, wenn die Erschießung »ortsfremder« Personen berichtet wird.

Zahlreiche Überlebenden-Berichte deuten darauf hin, dass Deutsche bei der Ermordung von Rom:nja eine besondere Brutalität an den Tag legten: Frauen wurden vor den Augen ihrer Angehörigen vergewaltigt, Eltern mussten die Ermordung ihrer Kinder ansehen, Jugendliche mussten neben den Leichnamen ihrer Eltern singen und tanzen. Manche Rom:nja interpretieren dies als Versuch, nicht nur das Leben einzelner Rom:nja, sondern ihre ganze Kultur zu zerstören.

Zu den bis heute offenen Forschungsfragen gehört, inwiefern die deutschen Besatzer einen Unterschied zwischen nomadisch lebenden und sesshaften Rom:nja gemacht haben. Sowohl in der Besatzungsverwaltung als auch innerhalb der Nazi-Führung war man sich in dieser Frage uneins. Ein Befehl des Militärbefehlshabers der Heeresgruppe Nord vom 21. 11. 1941 sah beispielsweise vor, »herumziehende Zigeuner dem nächsten Einsatzkommando der SS zuzuführen«, hingegen »sesshafte Zigeuner, die bereits 2 Jahre an ihrem Aufenthaltsort« wohnten und als »politisch und kriminell unverdächtig« eingestuft sind, dort zu »belassen«. Der Historiker Martin Holler schreibt dazu: »Inwieweit in der Praxis tatsächlich zwischen so genannten »herumtreibenden« und sesshaften »Zigeunern« unterschieden wurde und welches Ausmaß die Vernichtung erreichte, lässt sich durch die spärlich überlieferten deutschen Quellen kaum nachvollziehen.«

Quelle: Staatliches Archiv der Oblast Grodno, Bestand 1, Findbuch 1, Akte 271, Seite 6.
<https://gagr.by>



Quelle: BArch B 162/936, Bl. 27

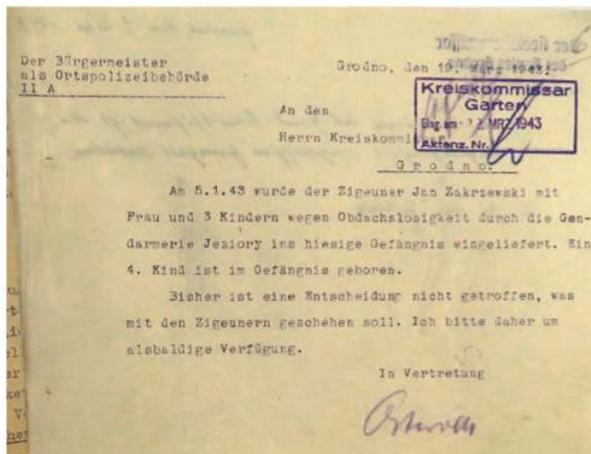
steuern, ist möglich dazu übergegangen, Jugendliche in Waisenhäusern unterzubringen und sie zum Schulbesuch anzuhalten.

IV. Sonderbehandelt wurden von:

Sonderkommando 7 a	54 Zigeuner, 21 Banditen, 10 Kommunisten, 3 Kriminelle, 1 Geisteskranker.
Sonderkommando 7 b	46 Zigeuner, 3 Kommunisten, 13 Geisteskranke.
Sonderkommando 7 c	90 Zigeuner, 101 Banditen, 19 Kommunisten, 5 soziale u. Geisteskranke.
Sonderkommando 8	3 Zigeuner, 70 Banditen, 22 Kommunisten, 8 Kriminelle, 5 Geisteskranke.
Sonderkommando 9	10 Zigeuner u. Asoziale, 79 Banditen, 1 Kommunist, 10 Kriminelle.
Trupp Smolensk	98 Zigeuner, 43 Banditen, 3 Kommunisten, 12 Asoziale u. Kriminelle.

Eine Mordbilanz: Aus dem Tätigkeits- und Lagebericht der Einsatzgruppe B vom 1. - 15. 9. 1942.

Quelle: Nationalarchiv der Republik Belarus, Bestand 655, Findbuch 1, Akte 3, Seite 196



*Schreiben des Höheren SS- und Polizeiführers
Rußland-Mitte vom 15. Oktober 1941: »Betrifft:
Exekutionen«.*

Quelle: Militärhistorisches Archiv Prag, Bestand
Kommandostab »Reichsführer SS«, Karton 2, Inv. Nr. 5

A b s c h r i f t

St. Qd., den 15. 10. 41.

Der Hoh.-S.-u. Pol.-Führer
Rußland Mitte
beim Befehlshaber d. rückw. H.-G. Mitte
ist

A l s K u r i e r p o s t

Betr.: Exekutionen.
Bef.: I. Pankeprach Chef O.P. Nr. 31 v. 13.9.41.

In der Zeit von 12.10. bis 14.10.41 wurden folgende Exekutionen durchgeführt.

Formationen	russische Soldaten	Kommunisten	Zigeuner	Juden
Pol. Rgt. Mitte	62	4	3	10
Stab des Hseupf. Mahl. Mitte			50	
zus.	62	4	53	10

I. A. ges. Unterschrift.
Major der Hoh.

Verteiler:
RFss. 1
Kdo-Stab d. RFss. 1
Chef O.P. 3

F. J. H. d. A.
H. ...
...
14. 10. 41.

Sicher ist jedenfalls, dass sesshafte Rom:nja keineswegs generell verschont wurden. Dies zeigen auch Beispiele aus den – besser erforschten – Besatzungsbereichen in Russland und der Ukraine, wo sesshafte Rom:nja systematisch aufgespürt und ermordet wurden. In Belarus gibt es zu dieser Frage bislang nur wenige Untersuchungen. Es sind aber mehrere Fälle bekannt – auch Zeitzeug:innen berichteten uns darüber – in denen auch sesshafte Rom:nja von den Deutschen festgenommen und ermordet wurden. Die Überlebende Galina Iwanowna sprach davon, es habe nahe Oschmjany eine Revision der Pässe der örtlichen Bevölkerung gegeben. In den Dokumenten war damals die ethnische Zugehörigkeit der Inhaber ausgewiesen. Infolge der Maßnahme seien 43 sesshafte Rom:nja sowie ein Jude erschossen worden.



Am Stadtrand von Minsk, bei Drosdy, wurde kurz nach dem Einmarsch der Wehrmacht ein Internierungslager errichtet, in dem bis zu 40.000 Zivilist:innen und 100.000 Kriegsgefangene auf freiem Feld gefangen gehalten wurden. Es ist bekannt, dass etwa 10.000 von ihnen von der Einsatzgruppe B erschossen wurden, darunter hauptsächlich Jüdinnen und Juden, aber auch Inhaber bestimmter Berufe, Kommunist:innen, und sogenannte Intelligenzler.

Der jüdische Zeitzeuge Jewgenij Aleksejewitsch Chrol, der als Kind mit seiner Schwester und Großmutter ins KZ Mauthausen verschleppt worden war, beschäftigt sich seit mehreren Jahren mit dem Genozid an Rom:nja. Er berichtete uns, dass in Drosdy auch 400 Rom:nja, Angehörige mehrerer von den Deutschen aufgegriffener Tabors, interniert gewesen seien: »Sie waren erschöpft, sie hatten Hunger und Durst. Der Fluss Swislotsch floss in der Nähe, und irgendwann eilten die Leute ans Ufer, um Wasser zu trinken. Die Deutschen fingen an, mit Maschinengewehren zu schießen. Alle wurden erschossen.«

Diese Informationen beruhen auf mündlichen Angaben, Dokumente zu diesem Massaker liegen nicht vor. Es ist davon auszugehen, dass auch viele andere Massaker nicht schriftlich festgehalten wurden. Dies ist einer der Gründe, warum die genaue Opferzahl von Rom:nja nicht zu ermitteln ist.





Waldlager der Partisanenbrigade
Schelesnjak, Region Minsk. 1943

Quelle: Museum der Geschichte des
Großen Vaterländischen Krieges, Minsk



Im Rahmen unserer Recherche zeigten uns die Interviewpartner:innen mehrfach Fotos von Familienangehörigen, die in der Roten Armee oder, wie hier, in Partisaneneinheiten gekämpft hatten. Hier abgebildet: Ljubow Konstantinowna Iwanowitsch, geb. 1920. Für ihre Tätigkeit als Kundschafterin wurde sie mehrfach ausgezeichnet und hatte einige Auftritte im Fernsehen. Sie nahm regelmäßig an den Paraden zum Tag des Sieges teil.

Die Gefahr, die von den Deutschen ausging, wurde den meisten Rom:nja erst bewusst, nachdem es die ersten Massenerschießungen gegeben hatte. Die wichtigste Strategie für das Überleben lautete schlicht: Sich in den Wäldern und Sümpfen zu verbergen, weil sich deutsche Einheiten nur selten dort hinein wagten. Wie schon für das Leben nomadischer Rom:nja vor dem Krieg, war auch für ihr Überleben während der Besetzung die Beziehung zu belarussischen Bäuerinnen und Bauern von entscheidender Bedeutung. Je vertrauter die Rom:nja mit dem jeweiligen Dorf waren, desto größer waren ihre Überlebenschancen. Überlebende berichten häufig von Bäuerinnen und Bauern, die die Rom:nja in ihrer Nähe vor heranrückenden deutschen Einheiten warnten, oder die einzelne Rom:nja bei sich beherbergten.

Vor allem Frauen hatten die Aufgabe, zur Beschaffung von Lebensmitteln immer wieder in die Dörfer zu gehen. Durch ihren Kontakt zur Dorfbevölkerung erlangten sie häufig politisch oder militärisch wichtige Informationen, die sie an die Partisan:innen weitergaben. Bei solchen Gängen waren sie ständig in Gefahr, erwischt zu werden – sei es durch deutsche Patrouillen oder durch die von den Deutschen eingesetzte Hilfspolizei. Es kam aber auch vor, dass Bäuerinnen und Bauern die Verstecke von Rom:nja verrieten. Sie hofften damit die aus Not heraus stattfindenden Diebstähle von Lebensmitteln und Tieren zu vermindern.

Zahlreiche Rom:nja schlossen sich in den Wäldern den Einheiten von Partisan:innen an, als Kämpfer:innen oder unbewaffnete Unterstützer:innen. Teilweise gab es Familienlager, die unter dem Schutz von Partisan:innen standen, und in denen Angehörige verschiedener Ethnien vertreten waren. Auch für diese Lager bestand, wie für die Partisanenverbände insgesamt, die ständige Gefahr, von Deutschen angegriffen oder von Denunziant:innen verraten zu werden.

Für die Minderheit der sesshaften Rom:nja war die Situation anders, wenn auch nicht in jedem Fall leichter. Neben dem Verhältnis zu ihren Nachbar:innen war für ihr Überleben ein weiterer Faktor von hoher Bedeutung: In sowjetischen Dokumenten jener Zeit – Ausweise, Geburtsurkunden, Arbeitsbücher – war die ethnische Herkunft der Bürgerinnen und Bürger angegeben.

Während Rom:nja, die nomadisch lebten, häufig keine Papiere hatten, entschieden sich zahlreiche sesshafte Rom:nja dafür, sich als »Russen«, »Belarussen«, »Ukrainer« usw. registrieren zu lassen. Dies war sicherlich auch eine Folge der interethnischen Eheschließungen. In den ehemals polnischen Gebieten des westlichen Belarus gab es zahlreiche Rom:nja, die nach Kenntnis der Historikerin Volha Bartash polnische Dokumente besaßen und nicht als Rom:nja erfasst waren.

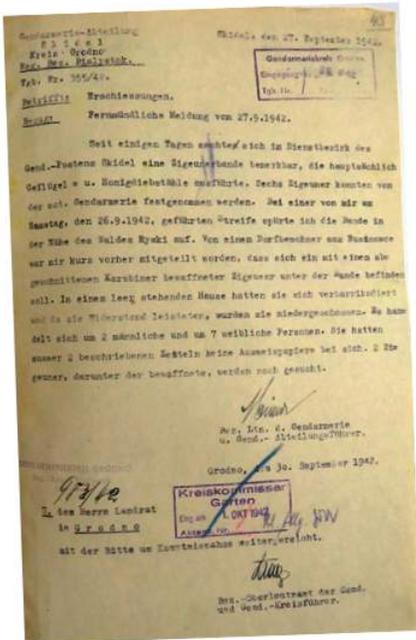
Mehrere Interviewpartner:innen berichteten, dass sie selbst oder ihre Vorfahr:innen durch das Vorzeigen eines solchen Dokuments von der Ermordung verschont blieben. Aus anderen Berichten geht zudem hervor, dass manche Rom:nja, die eine relativ helle Haut, blaue Augen oder blonde Haare hatten, die Deutschen über ihre Herkunft täuschen konnten, vor allem, wenn andere Einwohner:innen bestätigten, dass sie keine Rom:nja seien. Offenbar wurden sesshafte Rom:nja nur selten von der Dorfbewölkerung verraten. Vereinzelt wird auch davon berichtet, dass Belaruss:innen für Bezahlung Rom:nja als angebliche »belarussische« oder »russische« Angehörige ausgaben.

Bäuer:innen aus dem Dorf Petschischtsche, Bezirk Gantsevitsh, Region Pinsk, übergeben den Partisan:innen Brot.

Quelle: Museum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges, Minsk.



Überlebensstrategien und Widerstand



Quelle: Staatliches Archiv der Oblast Grodno, Bestand 1, Findbuch 1, Akte 100, Seite 43. <https://gagr.by/>

Schneiderei im Partisanenlager.

Quelle: Museum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges, Minsk.



Unterkünfte von Rom:nja, vermutl. 1941. Fotos aus dem Album von Josef Baur, zum Aufnahmezeitpunkt Angehöriger des 131. Polizeibataillons.

Quelle: United States Holocaust Memorial Museum Collection. Der Erwerb der Fotosammlung wurde durch die Philip- und Janet-Levin-Stiftung ermöglicht





34130/3A

Nr. L 1104

L.Nr.40/768

Augen: 12

Haare: 0

Haut: hbrl.

Kopfl.: 169

LBl.: 79

Körpergr.: 39

Blg. %/o Ker:

Abst:

Vater

Mutter

Alter: 5

Fam. Name: **Bihari**

Vorname: **Maria**

Zigeunername: **Miezi**

Geboren: **9.11.1935**

Rassenzugehörigkeit: **Zigeunerin**

603

Quelle: BArch R 165 Bild 051-0603



Quelle: BArch R 165 Bild 244-42

Die Nazis haben die seit Jahrhunderten bestehenden Vorurteile gegen Sinti:zze und Rom:nja radikalisiert. Sie sahen in ihnen Angehörige einer fremden, ja schädlichen »Rasse«, die sie ausmerzen wollten. Die Mittel dazu waren Deportation, Zwangssterilisation und Ermordung.

Der Völkermord begann ab 1933 mit schrittweiser Ausgrenzung und Entrechtung auf allen gesellschaftlichen Ebenen. Sozialleistungen wurden gekürzt, Wandergewerbescheine entzogen, Artisten und Musiker aus der Reichsmusik- bzw. Reichskulturkammer ausgeschlossen. Ihre damit herbeigeführte Arbeitslosigkeit galt den Nazis als Bestätigung dafür, dass Sinti:zze und Rom:nja »arbeitsscheu« seien. Infolge der Nürnberger Gesetze wurden Ehen zwischen arischen und sog. »volksfremden« Deutschen, später auch zwischen sogenannten »Zigeunermischlingen« untereinander verboten. Vom Schulbesuch wurden Sinti:zze und Rom:nja nach und nach ausgeschlossen. Ab 1935 begannen mehrere deutsche Großstädte damit, Sinti:zze und Rom:nja zwangsweise in »Zigeunerlagern« unterzubringen, die von Polizei oder SA bewacht wurden. Spätestens ab 1937 liefen Sinti:zze und Rom:nja ständig Gefahr, in »Vorbeugehaft« oder in ein Konzentrationslager eingewiesen zu werden.



Eva Justin, Mitarbeiterin der Rassenhygienischen Forschungsstelle, untersucht eine Frau, 1938.

Quelle: Bundesarchiv Bild 146-1986-044-08/0.A.

In einem Erlass vom 8. Dezember 1938 sprach das Reichskriminalpolizeiamt von der »endgültigen Lösung der Zigeunerfrage«, die »aus dem Wesen dieser Rasse heraus in Angriff« zu nehmen sei.

Deportation und Mord

Im September 1939 beschlossen die Nazis, sämtliche Sinti:zze und Rom:nja aus dem Reichsgebiet zu deportieren. Bereits einen Monat später wurde ihnen das Verlassen des Wohnsitzes bzw. Aufenthaltsortes untersagt (sog. »Festsetzungserlass«). Es folgten mehrere Deportationen ins besetzte Polen: 2500 Sinti:zze und Rom:nja aus dem Westen Deutschlands im Mai 1940; 5000 Rom:nja aus dem österreichischen Burgenland im November 1941 und 2000 ostpreußische Sinti:zze im Februar 1942. Auf sie warteten Zwangsarbeit, Inhaftierung in Ghettos oder KZ. Die große Mehrheit der burgenländischen Rom:nja wurde im Lager Kulmhof in Gaswagen ermordet.



Rom:nja vor der Exekution, Herbst 1942, vermutlich in der Ukraine

Quelle: Yad Vashem, Public Domain

Ab Februar 1943 wurde der Großteil der noch im Deutschen Reich lebenden Sinti:zze und Rom:nja in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert. Umfangreiche Deportationen gab es auch aus dem besetzten Tschechien und aus Polen selbst.

Eine wichtige Grundlage für die Deportationen waren sog. »Zigeunerakten«, die seit Ende des 19. Jahrhunderts von den Polizeibehörden geführt worden waren. Hinzu kamen Gutachten der Rassenhygienischen Forschungsstelle (RHF) im Reichsgesundheitsamt, die mittels Ahnentafeln und Kopf- und Gliedervermessungen Zehntausende Sinti:zze und Rom:nja »untersucht« hatte. Mindestens 2500 Sinti:zze und Rom:nja wurden zwangssterilisiert. Ungefähr 22.600 Sinti:zze und Rom:nja jeden Alters und Geschlechts aus ganz Europa wurden nach Auschwitz deportiert, davon über 13.000 aus Deutschland bzw. Österreich. Rund 19.300 starben dort an Hunger, Unterkühlung, Krankheiten und Erschöpfung, an den Folgen medizinischer Experimente oder wurden in die Gaskammern getrieben. Der erste Versuch der SS, das Lager zu vernichten, scheiterte am 16. Mai 1944 am Widerstand der vorgewarnten Insassen. Das rettete einigen Hundert von ihnen das Leben, die als noch »Arbeitsfähige« in andere KZ verlegt wurden. In der Nacht vom 2. auf den 3. August 1944 wurden die restlichen 2897 Gefangenen in den Gaskammern ermordet.

Europäische Dimension des Völkermordes

Auch in vielen von deutschen Truppen besetzten oder mit Deutschland verbündeten Ländern wurden Sinti:zze und Rom:nja ermordet. Die kroatische Ustaša-Regierung, die mit den Nazis paktierte, ermordete bis zu 50.000 Rom:nja, davon alleine im Vernichtungslager Jasenovac mindestens 16.000. In der besetzten Sowjetunion erschossen Deutsche Zehntausende sesshafte wie auch nomadisierende Rom:nja. Die rumänische Regierung unter Marschall Antonescu deportierte über 25.000 Rom:nja in die Südukraine, wo rund die Hälfte von ihnen infolge von Krankheiten, Hunger und Kälte zu Tode kam. Auch Tausende polnischer, serbischer, ungarischer, belgischer und niederländischer Sinti:zze bzw. Rom:nja wurden deportiert und ermordet. In Frankreich und Italien gab es umfangreiche Internierungen von Sinti:zze und Rom:nja.

Die Gesamtzahl der deportierten und ermordeten Sinti:zze und Rom:nja Europas wird auf mehrere Hunderttausend geschätzt.

Robert Ritter, Leiter der Rassenhygienischen Forschungsstelle, bei einer Befragung, 1936.

Quelle: Bundesarchiv, R 265, Bild 244-71



Ein Gendarm im Dienst der serbischen Marionettenregierung unter Milan Nedić führt eine Gruppe von Roma zur Exekution. Serbien, ca. 1941 – 1943.

Quelle: United States Holocaust Memorial Museum, mit freundlicher Genehmigung des Muzej Revolucije Narodnosti Jugoslavije.



»...AUS DEM WESEN DIESER RASSE HERAUS«

Der Völkermord an Sinti:zze und Rom:nja in Deutschland und im besetzten Europa



Serben und Roma werden unter Aufsicht von Ustaša-Einheiten zum Konzentrationslager Jasenovac gebracht.

Quelle: United States Holocaust Memorial Museum, mit freundlicher Genehmigung des Muzej Revolucije Narodnosti Jugoslavije.



Denkmal für die ermordeten Rom:nja des Zwangsarbeitslagers Kolditschewo, Bezirk Baranowitschi. Das Kreuz wurde 2008 in einem Waldstück unweit des ehemaligen Lagers errichtet und gehört zu den wenigen in Belarus, die ausdrücklich Rom:nja als Opfergruppe ansprechen. Es ist auf Romanes und Belarussisch gehalten.

Der Völkermord ist in den Familien der Rom:nja bis heute unvergessen. Sie sind praktisch alle die Nachkommen von Überlebenden. Und fast alle kennen Erzählungen über Verwandte, die ermordet wurden. Zugleich wird in vielen Familien nicht nur an die Schrecken erinnert, die ihre Vorfahren erlitten haben, sondern auch voller Stolz an den Widerstand in den Reihen der Partisan:innen oder der Roten Armee.

Obwohl Rom:nja bereit sind, über ihre Erinnerungen zu berichten, hat ihnen bislang kaum jemand zugehört. Ihre Erinnerungen sind bis heute nicht in die nationale Geschichtserzählung eingeflossen und finden sich nicht in Schulbüchern. Der offiziöse Leitspruch der sowjetischen wie belarussischen Erinnerungspolitik »Niemand wird vergessen, nichts wird vergessen«, hat für Rom:nja keine Gültigkeit. Orte der Erinnerung gibt es praktisch nicht: Die meisten Stätten von Massenerschießungen sind bis heute nicht markiert, und es gibt nur wenige Denkmäler zur Erinnerung an die ermordeten Rom:nja. Historische Forschungen dazu stehen noch ganz am Anfang. Der 2. August, der andernorts in Europa als Tag des »Rom:nja-Holocausts« gewürdigt wird, ist in Belarus kein offizieller Gedenktag – wenn auch einzelne Rom:nja-Initiativen an diesem Tag Veranstaltungen durchführen.

In Belarus wirkt die sowjetische Erinnerungspolitik nach, die ermordete Zivilist:innen summarisch als »friedliche sowjetische Bürger« bezeichnete, selbst wenn es sich bei den Opfern überwiegend oder gar ausschließlich um Rom:nja gehandelt hat, wie etwa beim Denkmal in Nowosjady (bei Oschmjany). Damit werden zwar Rom:nja ausdrücklich als NS-Opfer gewürdigt und ihre Zugehörigkeit zur Nation in keiner Weise in Frage gestellt – ganz anders als im Deutschland der Nachkriegszeit. Die Kehrseite ist allerdings, dass man auch in Belarus den rassistischen Charakter der deutschen Verbrechen nicht vollständig erfasst.

In Gesprächen mit den Nachfahren der Überlebenden, aber auch mit Nicht-Rom:nja, ist immer wieder eine große Unsicherheit über die Motive der Besatzer zu spüren. Vielen ist die rassistische Motivation der Deutschen zwar bewusst (»sie akzeptierten die Rom:nja nicht als Menschen«), oftmals hörten wir aber auch andere Erklärungen: Die Deutschen hätten die Rom:nja wegen der Unterstützung für Partisan:innen bestrafen wollen; sie hätten sie als schlechte Arbeiter eingeschätzt; sie hätten sie umgebracht, weil das Romanes Ähnlichkeiten mit dem Jiddischen habe.



Am Roma-Day 2019 weihte der Verein Romano Drom in Gomel (auf dem Bild: Vorsitzende Olga Iwanowna Netschajewa und ihr Mann Nikolaj Anufriew) eine Gedenkallee ein. Aufschrift: »In Erinnerung an die Roma, die Opfer des Genozids wurden.«

Denkmal »zum ewigen Gedenken an die Opfer des Faschismus« unweit des ehemaligen Zwangsarbeitslagers Kolditschewo. Das Denkmal befindet sich an einer Landstraße, am Eingang zu einem Waldstück, in dem sich weitere Denkmäler für verschiedene Opfergruppen befinden. Es wurde im Jahr 2007 auf Initiative jüdischer Organisationen errichtet. Der Text auf der Tafel lautet: »Mögen ihre Seelen bei Gott sein« und ist auf Romanes, Belarussisch und Polnisch.



Dennoch gibt es Chancen dafür, die Erinnerung an den Genozid an Rom:nja in Belarus zu stärken. Medien und Museumsleitungen haben auf unser Projekt mit großer Aufgeschlossenheit reagiert. Es gibt, nachdem über die Shoah mittlerweile auch in Belarus geredet wird, ein Interesse daran, auch dem Völkermord an Rom:nja nachzugehen. Das Engagement von Rom:nja bei den Partisan:innen, die in Belarus nach wie vor ein hohes Prestige haben, kann diese Erinnerung befördern. Wir hoffen, dass diese Ausstellung – die in einer russischsprachigen Version auch in Belarus gezeigt wird – einen Beitrag dazu leistet, dass sich die Mehrheitsgesellschaft mit einem von ihr schon viel zu lange ignorierten Genozid auseinandersetzt und dabei auch tradierte Stereotype über Rom:nja in Frage gestellt werden.



»Niemand ist vergessen, nichts ist vergessen«?

ÜBER DIE ERINNERUNG
IN BELARUS

Das Museum der Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges in Minsk. Es folgt weitgehend noch sowjetischen Leitmotiven, öffnet sich aber zaghaft auch einem breiteren thematischen Ansatz, wie der Thematisierung des Holocaust. Im Oktober 2020 wurde hier die belarussische Variante dieser Ausstellung eröffnet.





Den überlebenden Sinti:zze und Rom:nja blieb nach 1945 die Anerkennung als Opfer eines Völkermordes jahrzehntelang versagt. In Gesellschaft und bei Behörden stießen sie häufig auf anhaltende antiziganistische Vorbehalte. Das galt für beide deutsche Staaten.

Laut Gesetzblatt der DDR waren ab 1950 »Zigeuner, die wegen ihrer Abstammung in Haft waren und nach 1945 durch das zuständige Arbeitsamt erfaßt wurden und eine antifaschistisch-demokratische Haltung bewahrt haben«, als Verfolgte des Nazismus (VdN) anerkannt. Sinti:zze waren die einzige Verfolgtengruppe, deren Anspruch von der Meldung beim Arbeitsamt abhängig gemacht wurde. Etlichen Sinti:zze wurden jedoch Gewerbescheine verweigert. Ihre dadurch bedingte Arbeitslosigkeit wurde ihnen mitunter als »asoziales« Verhalten vorgeworfen, das mit Strafe bedroht war und eine Anerkennung als VdN ausschloss.

Die Prüfungsgremien in der DDR zogen bisweilen, in der BRD sogar regelmäßig, polizeiliche Akten der Nazizeit heran. In der BRD scheiterten die Anerkennungs- und Entschädigungsanträge der Überlebenden häufig daran, dass sie von den gleichen Beamten geprüft wurden, die zuvor in den »Zigeunerpolizeistellen« für Verfolgungsmaßnahmen verantwortlich waren. In einem Urteil von 1956 behauptete der Bundesgerichtshof, bis zum Beginn der Deportationen nach Auschwitz im Frühjahr 1943 seien Verfolgungsmaßnahmen (etwa die schon zuvor erfolgten Deportationen) gegen Sinti:zze und Rom:nja nicht aus »rassenideologischen« Gründen erfolgt, sondern aufgrund der »bereits erwähnten asozialen Eigenschaften der Zigeuner.« 1963 wurde dieses Urteil zwar revidiert, aber die ab 1935 erfolgte Einquartierung in kommunale Zwangslager wurde in der BRD erst 1977 (in der DDR 1967) als Verfolgungstatbestand anerkannt. Auf diese Weise wurden Sinti:zze und Rom:nja ein weiteres Mal von den Behörden

stigmatisiert und kriminalisiert. Wie sehr die Betroffenen durch diese Stigmatisierungen (re-)traumatisiert wurden, und was dies für ihr Vertrauen in Staat und Gesellschaft bedeutete, ist bis heute unerforscht.

Die Leistungen des Bundesentschädigungsgesetzes, das monatliche Zahlungen für deutsche NS-Opfer vorsieht, konnten daher nur wenige Sinti:zze und Rom:nja in Anspruch nehmen. Auch ausländische Rom:nja unterliegen einer diskriminierenden Entschädigungspraxis: Während beispielsweise Vereinbarungen mit der Jewish Claims Conference monatliche Leistungen für jüdische NS-Opfer vorsehen, hat Deutschland keine vergleichbaren Regelungen für Rom:nja in den ehemals von Deutschland besetzten Ländern getroffen. Sie erhielten bestenfalls eine Einmalzahlung in niedriger vierstelliger Höhe.

Sinti:zze und Rom:nja erkämpfen Anerkennung

Die politische Anerkennung als Opfer der Nazis begann erst in den 1980er Jahren, nachdem Sinti:zze und Rom:nja in der BRD ihre eigene Bürgerrechtsbewegung gründeten. An Ostern 1980 führten Sinti, darunter auch Überlebende des Naziterrors, in der KZ-Gedenkstätte Dachau einen spektakulären Hungerstreik durch. Damit gewannen sie endlich die Aufmerksamkeit von Öffentlichkeit, Historiker:innen und Politiker:innen, die den Völkermord bis dahin ignoriert hatten. 1982 bezeichnete Bundeskanzler Helmut Schmidt die Verfolgung von Sinti:zze und Rom:nja ausdrücklich als Völkermord.

In der DDR engagierte sich vor allem der Bürgerrechtler Reimer Gilsenbach für die Anerkennung der Sinti:zze, häufig in Form von Eingaben und in den 1980er Jahren mit Vorträgen und Artikeln. In der Ausklammerung der Sinti:zze aus dem Gedenken an die von den Nazis Ermordeten sehe er »ein Anzeichen von latent fortdauerndem Rassismus«, schrieb er 1984 an die Berliner VdN-Kommission.

Erst 1997 stellte der damalige Bundespräsident Roman Herzog eindeutig fest: »Der Völker-

1992 beschlossen die Bundesregierung und das Land Berlin den Bau eines zentralen Mahnmals. Die Defizite bei der Aufarbeitung des Verbrechens führten zu teils erbitterten Diskussionen über Opferzahlen, über die Selbst- und Fremdbezeichnung der Opfergruppe, über Gemeinsamkeiten und Unterschiede zum Völkermord an Jüdinnen und Juden. Es dauerte 20 Jahre, bis am 24. Oktober 2012 das Denkmal eingeweiht wurde. 2020 wurde bekannt, dass die Deutsche Bahn und der Berliner Senat eine S-Bahn Strecke unterhalb des Denkmals planen und dieses dadurch bedroht ist. Erst breite Proteste problematisierten diese Planung. Der Architekt des Mahnmals, Dani Karavan, schrieb in einem offenen Brief: Mein Wunsch war es, einen Ort der Selbstreflexion zu schaffen, der die Erinnerung an diejenigen ehrt, die unter dem NS-Regime umgekommen sind ... Die Blume symbolisiert die nicht markierten Gräber der Sinti und Roma, die vom NS-Regime ermordet wurden, da Wildblumen ihr einziger Grabstein waren ... Wenn die Bäume in irgendeiner Weise verändert werden, verliert die Lichtung selbst ihre Eigenschaften und die einzigartige Atmosphäre des Denkmals wird beschädigt. Ich schätze die Versuche, eine mögliche Lösung für die Bahnlinie zu finden, aber die Ideen, die mir bisher vorgestellt wurden, sind keine Option, da sie das Denkmal erheblich verändern werden.

mord an den Sinti und Roma ist aus dem gleichen Motiv des Rassenwahns, mit dem gleichen Vorsatz, mit dem gleichen Willen zur planmäßigen und endgültigen Vernichtung durchgeführt worden wie der an den Juden.« 2012 wurde in Berlin ein Denkmal für die ermordeten Sinti:zze und Rom:nja Europas eingeweiht.

Laut einer Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes wissen heute 81 Prozent der Deutschen, dass Sinti:zze und Rom:nja von den Nazis verfolgt wurden. Wie tief diese Kenntnisse reichen, geht aus der Studie nicht hervor. Bedenklich ist, dass die Gruppe der unter 34jährigen darüber weniger weiß als die älteren Generationen.

Im Jahr 2008 errichtetes Mahnmal zum Gedenken an die 29 Ravensburger Sinti:zze, die im KZ Auschwitz-Birkenau ermordet wurden, aufgestellt vor der Pfarrkirche St. Jodok, zu deren Pfarrei sie gehörten. Bildhauer: Reinhard Scherer, Alfdorf.

Foto: Andreas Praefcke



DEUTSCHLAND:

Späte Aufarbeitung, verweigerter Entschädigung, fortgesetzte Diskriminierung



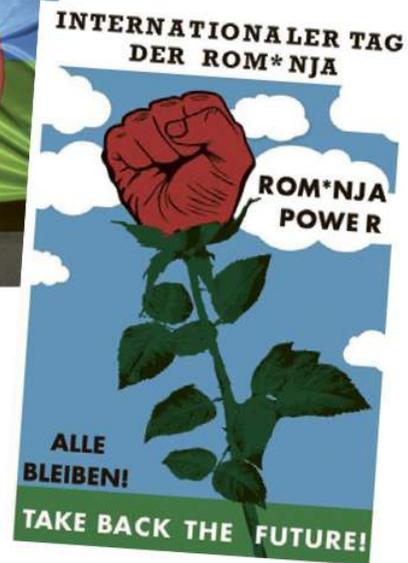
An der Stelle des 1936 eingerichteten Zwangslagers im Berliner Bezirk Marzahn erinnert seit 2011 diese Ausstellung an Entrechtung und Verfolgung der Sinti:zze und Rom:nja

1986 wurde auf dem Friedhof von Berlin-Marzahn (DDR) ein Gedenkstein für die im Zwangslager Marzahn festgehaltenen Sinti:zze errichtet. Rom:nja werden nicht erwähnt. Der Text suggeriert allerdings, die Sinti:zze seien »bis zur Befreiung« im Zwangslager geblieben, und enthält keinerlei Hinweis auf ihre Deportation nach Auschwitz.



Die Polizei in der Bundesrepublik nutzte noch über Jahrzehnte hinweg Akten, die während des Dritten Reiches über Sinti:zze und Rom:nja angelegt worden waren. Am 28. Januar 1983, im Vorfeld des 50. Jahrestages der Machtübertragung an die NSDAP, demonstrierten Sinti:zze und Rom:nja vor dem Bundeskriminalamt in Wiesbaden gegen diese unselige Kontinuität.

Quelle: Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma



Seit Rom:nja vor rund 600 Jahren nach Mitteleuropa kamen, werden sie rassistisch ausgegrenzt. Die Mehrheitsgesellschaften erklären sie zu »Fremden« und »Anderen« und beanspruchen Deutungshoheit über sie. Dieser Rassismus wird in unzähligen Bildern, in Büchern, Bühnenstücken, Filmen und Medien seit Jahrhunderten festgeschrieben und ist noch heute die Regel.

Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze ist eine spezielle Form des Rassismus, die auch andere, von der Mehrheitsgesellschaft zu »Zigeunern« stigmatisierte Gruppen treffen kann. In Deutschland wurde er während der NS-Herrschaft radikalisiert, bis hin zur Ermordung Hunderttausender Rom:nja und Sinti:zze.

Dieser Rassismus beinhaltet eine historisch gewachsene und transnational organisierte Gewalt.

Die rassistische Ausgrenzung wirkt auf die Psyche, den Körper, und verursacht generationenübergreifend Lebenserschwernisse, Verletzungen, Krankheiten und verkürzt Lebenserwartungen. Sie hat den Ausschluss von materiellen, finanziellen und symbolischen Ressourcen, von gesellschaftlicher und struktureller Anerkennung und Teilhabe zur Folge.

Diese Gewalt wirkt sowohl auf Einzelne, als auch auf Gruppen der Rom:nja.

Alleine aufgrund ihrer kulturellen Herkunft, mitunter sogar wegen ihrer biologischen Abstammung, werden ihnen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben, in denen sie dann unabänderlich festgehalten werden. Rom:nja und Sinti:zze sind Gegenstand zahlreicher Vorurteile, die sich bis heute hartnäckig halten. Vorurteile dienen einer unreflektierten Hetze, die sich auch gegen Flucht und (Arbeits-)Migration von Rom:nja aus südosteuropäischen Ländern richtet. Ihnen wird unterstellt, nicht auf der Suche nach Arbeit und Schutz zu sein, sondern Sozialsysteme ausnutzen zu wollen.

In Medien und sozialen Netzwerken werden häufig dieselben Bilder gezeigt: Müllberge, schmutzige Kinder, bettelnde Frauen in langen Röcken. Einzelne Abgebildete werden zum Synonym für ganze Gruppen. Tatsächlich leben viele Rom:nja in vielen Ländern unter schlechten Bedingungen. Das allerdings ist keinesfalls Resultat ihrer unterstellten »wesenshaften Andersartigkeit«, sondern Folge der gesellschaftlichen Ausgrenzung.

»In einer Studie gaben 81,2 Prozent der befragten deutschen Sinti und Roma an, persönliche Diskriminierung erfahren zu haben. 53,84 Prozent fühlten sich bei Behördenbesuchen »eingeschüchtert«, »schlecht behandelt« oder »diskriminiert«. Überdurchschnittlich viele der Befragten besuchten eine Förderschule (10,7 Prozent, in der Mehrheitsbevölkerung nur 4,9 Prozent).

<https://www.antidiskriminierungsstelle.de/>

Weshalb nach der NS-Zeit nicht jeder/m rrom:nja zumindest automatisch Bleiberecht gewährt wurde, kann nur mit anhaltendem Rassismus begründet werden. Die deutsche Regierung und alle beteiligten Behörden verkennen absichtlich die tatsächliche Lage von rRom:nja in den Balkanstaaten. Asylanträge werden pauschal als »offensichtlich unbegründet« abgelehnt. <http://breakdeportation.blogspot.de/>

Diese Ausgrenzung zu überwinden wäre Aufgabe der Mehrheitsgesellschaft.

Dabei darf sie nicht einseitig auf »Integration« (in eine rassistische Gesellschaft) setzen, sondern muss gemeinsam mit Rom:nja, Sinti:zze und ihren Selbstorganisationen Wege besprechen, die Gesellschaft zu ändern. Ohne den Betroffenen rassistischer Ausgrenzung zuzuhören, ist ein Kampf gegen Rassismus nicht möglich.

41,9% der Befragten geben an, dass sie Probleme damit hätten, »wenn sich Sinti und Roma in [ihrer] Gegend aufhalten ... Mehr als ein Drittel der Befragten ist der Ansicht, dass Sinti und Roma, aus den Innenstädten verbannt« werden sollten ... Über die Hälfte der Befragten ist der Überzeugung, dass Sinti und Roma zur Kriminalität neigen würden.
Leipziger Autoritarismus-Studie 2020

»Roma sind in der EU häufig Opfer von Zwangsräumungen, behördlichen Schikanen und gewalttätigen Angriffen.« Amnesty International

»Sie leben in Slums, die es nicht gibt, in Straßen, die es nicht gibt, in Hütten, die keine Hausnummern haben. Die hier geborenen Kinder gibt es nicht, weil sie an einem Ort geboren sind, den es nicht gibt, und diesen Ort gibt es nicht, weil er in keinem Katasteramt verzeichnet ist und offiziell nicht existiert.«
Ljiljana Stanojević, Journalistin, Serbien

Wird man uns je fragen, was wir möchten oder müssen wir immer fragen, was wir dürfen?
Fatima Hartmann, Romnja und Aktivistin aus Köln

Rassismus gegen Rom:nja und Sinti:zze

AUSGRENZUNG ZU BEKÄMPFEN IST AUFGABE DER MEHRHEITSGESELLSCHAFT

Berlin, 2016.: Demonstration gegen die Einstufung von Serbien, Mazedonien, Bosnien und Herzegowina, Kosovo, Montenegro und Albanien als »sichere Herkunftstaaten« und für ein Bleiberecht für Rom:nja.





Selbstorganisationen schätzen die Zahl der in Belarus lebenden Rom:nja aktuell auf ca. 60.000. Die Situation der Mehrheit der Menschen ist geprägt von Diskriminierungen.

Soziale Situation

»Die wirtschaftliche Situation der Roma verschlechterte sich 1991 [Auflösung der UdSSR, Anm. Projektteam] dramatisch, die Arbeitsbedingungen wurden schlechter, vor allem wurde es schwierig, Arbeitsverträge zu verlängern. Roma waren damals am stärksten betroffen.« (Alexandr Fomitsch Jewsejenko, Helsinki-Komitee Gomel)

Auch heute noch ist die Mehrheit der Rom:nja ohne feste Arbeitsverträge. Arbeitgeber weigern sich häufig, Rom:nja einzustellen. Bei Vorstellungsgesprächen sind die Stellen plötzlich schon vergeben, wenn ein Mensch mit vermeintlichem Rom:nja-Hintergrund auftaucht. Dies führt dazu, dass viele Rom:nja in prekäre Arbeitsverhältnisse gezwungen werden. Viele gehen auch zur temporären Arbeit nach Russland oder ziehen in die Großstädte, wo es eher Verdienstmöglichkeiten auf dem inoffiziellen Arbeitsmarkt gibt.

Bildung

Nach einer Untersuchung der Belarussischen Roma-Diaspora und des Vereins »Roma-Gemeinde Oschmjany« haben nur 17 Prozent der Rom:nja in Belarus eine höhere Schulbildung oder eine höhere Ausbildung, wohingegen 92,2 Prozent der belarussischen Bevölkerung mindestens einen Sekundarschulabschluss haben. Viele haben dadurch große Schwierigkeiten einen angemessenen Lebensunterhalt zu verdienen und sind oft nicht in der Lage, ihre Rechte wahrzunehmen. Wir haben von Romnja gehört, dass Versuche, gegen offensichtliche Diskriminierungen in der Schule zu demonstrieren, von staatlichen Stellen unterbunden wurden.

Kriminalisierung

Diskriminierung und Racial Profiling von Rom:nja durch Behörden und Polizei sind in Belarus an der Tagesordnung. Immer wieder berichteten uns Betroffene von willkürlichen Personenkontrollen, Abnahme von Fingerabdrücken und ähnlichen Schikanen.

Laut Dmitrij Tschernych, stellvertretender Vorsitzender des Belarussischen Helsinki-Komitees, gibt es spezielle Anweisungen für Beamte des Innenministeriums zur Inhaftierung von Personen mit Rom:nja-Hintergrund. So ist die Zahl der Rom:nja in den Gefängnissen von Belarus überdurchschnittlich hoch.

Diese Kriminalisierung spiegelt sich auch in der Berichterstattung in der Presse wieder.



Olga Iwanowna Netschajewa vom Verein Romano Drom im Gespräch mit einer Teilnehmerin der Projektreise, September 2019, Gomel.



Zu den Projekten der Belarussischen Roma-Diaspora gehörte auch ein Programm zur Ausbildung von Mediator:innen für die Kommunikation zwischen lokalen Rom:nja-Gemeinschaften und Behörden sowie Medien. In der Mitte der Vizevorsitzende der Roma-Diaspora, Artur Gomonow, bei einem »Runden Tisch gesellschaftlicher Roma-Mediatoren«. Quelle: Belarussische Roma-Diaspora.

»Aksana, eine Romnja aus der Stadt Sluck, sagte gegenüber der Menschenrechtsorganisation Wjasna, dass die Minderheit nirgendwo willkommen sei. [...] Sie berichtet von einer Ausweiskontrolle an einem Bahnhof: »Es war peinlich. Es waren noch andere Leute auf dem Bahnsteig, aber der Polizeibeamte wählte mich aus. Er sagte, es sei nur ein Befehl. Er kopierte meine Ausweisdaten in sein Notizbuch und ging weg. Dann kam er zurück und holte sein Handy heraus, um mich zu fotografieren. Und er sagte: »Gott sei Dank haben Sie Ihren Enkel bei sich, sonst müssten Sie jetzt zur Polizeiwache mitkommen.««

(The life of the Belarusian Roma: Unvarnished truth)

Massenrazzien im Mai 2019:

Im Mai 2019 wurden Hunderte Rom:nja im ganzen Land festgenommen underkennungsdienstlich behandelt, Dutzende von Männern mussten mehrere Tage im Gefängnis verbringen. Anlass dafür war der gewaltsame Tod eines Polizisten, für den vage dunkelhäutige Menschen verantwortlich gemacht worden waren. Die Festnahmen erfolgten allein aufgrund der Zugehörigkeit zur Minderheit der Rom:nja, ohne konkrete Verdachtslage. Nach einigen Tagen ergab die Untersuchung, dass der Polizist Selbstmord begangen hatte. In der belarussischen Öffentlichkeit, auch in »offiziellen« Medien, wurde dieser Fall von Racial Profiling überwiegend als unverhältnismäßig kritisiert. Regierungsvertreter entschuldigten sich dafür. Die Staatsanwaltschaft erklärte dennoch, es liege kein Fall von Machtmissbrauch vor.

»Besondere Aufmerksamkeit sollte der Art und Weise geschenkt werden, in der die staatlichen Medien in Belarus über solche Ereignisse berichten. Sie verwenden oft Hassreden, Stigmatisierungen, was zu Fremdenfeindlichkeit und diskriminierendem Verhalten in der Gesellschaft führt, sowie die Bildung sehr negativer Einschätzungen gegenüber den Vertretern der gesamten nationalen Roma-Minderheit in unserem Land.« (Andrej Paluda, Kampagne gegen die Todesstrafe)

Selbstorganisationen

In Belarus gibt es mehrere Rom:nja-Verbände und Selbstorganisationen, die sich im Bereich der Bildungsarbeit, der sozialen Betreuung, kulturellen Tätigkeit und Arbeitsvermittlung engagieren. In den letzten Jahren gibt es auch mehr Verbindungen und aktive Zusammenarbeit mit internationalen Verbänden z.B. der IRU (International Romani Union). In unserem Projekt arbeiteten wir mit der landesweit agierenden Belarussischen Roma-Diaspora und dem im Raum Gomel aktiven Verein »Romano Drom« zusammen.



»Viele Roma wohnen in Häusern, die sie von Ihren Eltern oder Großeltern geerbt haben. Meistens haben sie aber keine Papiere mehr für diese Häuser. Ihr Eigentum ist damit nicht geschützt. [...] Lukaschenko hat eine Verordnung erlassen, die besagt, dass baufällige Häuser abgerissen werden sollen, die das »Ansehen einer Stadt oder eines Dorfes verschandeln«. Das betrifft häufig arme Leute und damit vor allem Roma-Familien. Sie haben kein Geld und teilweise sind ihre Häuser in einem sehr schlechten Zustand. [...]

Es ist vorgekommen, dass Roma [...] nach Hause kamen und ihr Haus war einfach abgerissen. Eine andere Wohnung oder eine Entschädigung erhalten sie nicht.« Alexandr Fomitsch Jewsejenko, Helsinki-Komitee Gomel

Rom:nja in Belarus heute

DISKRIMINIERUNG IST AN DER TAGESORDNUNG



Die Belarussische Roma-Diaspora ist eine landesweite Selbstorganisation von Rom:nja, die in zahlreichen Städten vertreten ist.



